

WasserKultur

Texte

27

Elisabeth Heidenreich, Herbert Glasauer:
Zur Wasserkultur in städtischen Privathaushalten und zu den Spielräumen ihrer
Veränderung

27

Elisabeth Heidenreich,
Herbert Glasauer:

Zur Wasserkultur in städtischen Privathaushalten und zu den Spielräumen ihrer Veränderung

Inhalt: Auf der Suche nach dem Veränderungspotential des Umgangs mit Wasser in städtischen Privathaushalten erweist sich die forschungsleitende Prämisse eines Bruchs zwischen Umweltbewußtsein und Handeln als ausgesprochen hemmend. In der alltäglichen Wasserpraxis und den daran gekoppelten Sinn- und Bedeutungszusammenhängen finden sich die Widerstände gegen urban-ökologische Veränderungen wie auch die bereits existenten Potentiale für die Entwicklung einer nachhaltigen Wasserpolitik.

Dr. Elisabeth Heidenreich, Arbeitsgruppe empirische Planungsforschung, Universität Gh Kassel. Geb. 1950. Studium der Sozial- und Literaturwissenschaften in Marburg und Frankfurt. Arbeitsgebiete: Sozialanthropologie natürlicher Ressourcen, Mensch-Raum-Verhältnis, Soziologie der Emigration.

Dr. Herbert Glasauer, Arbeitsgruppe empirische Planungsforschung, Universität Gh Kassel. Geb. 1948. Studium der Sozial- und Politikwissenschaften an der Universität Mannheim. Arbeitsschwerpunkte: Zivilisations- und Kulturtheorien, Erhebungsmethoden, Statistik.

Kassel, März 1997

Teilprojekt "Wasserdialog mit privaten Haushalten" des Forschungsverbundes
"Wasserkreislauf und urban-ökologische Entwicklung/Wasserkultur"

**Zur Wasserkultur in städtischen Privathaushalten
und zu den Spielräumen ihrer Veränderung**

Bearbeiterinnen:

Dr. Elisabeth Heidenreich

Dr. Herbert Glasauer

studentische Mitarbeiterinnen:

Dipl.-Ing. Birgit Kasper

Dipl.-Ing. Heidrun Pluquett

Arbeitsgruppe empirische Planungsforschung
Universität Gesamthochschule Kassel

Kassel, März 1997

Inhalt

Erster Teil

Die Untersuchung

1.	Der Forschungskontext	1
2.	Theoretische Grundlagen der Untersuchung	2
2.1.	Zum Kulturverständnis	2
2.2.	Zum Habitusbegriff	3
2.3.	Spielräume kulturellen Wandels	4
3.	Methodische Grundlagen der Untersuchung	5
4.	Die Durchführung der Untersuchung	7
5.	Die Auswertung des erhobenen Materials	9
5.1.	Sequenzanalyse	9
5.2.	Kontextanalyse	9
5.3.	Sinn- und Bedeutungsanalyse	11

Zweiter Teil

Historische und lebensgeschichtliche Spielräume häuslicher Wasserkultur

1.	Die häusliche Wasserkultur in den 20er und 30er Jahren	12
1.1.	Kleine Phänomenologie der sanitär-technischen Ausstattung städtischer Privathaushalte und der wasserbezogenen Lebensgewohnheiten	12
1.2.	Die sanitär-technische Ausstattung im historischen Kontext	17
1.3.	Zu einigen historischen und lebensgeschichtlichen Wasserbedeutungen und ihren Veränderungsspielräumen	18
2.	Die Kriegs- und Nachkriegszeit als Kontinuität und kultureller Bruch	23
2.1.	Fortschreibung der kleinen Phänomenologie: Die neuen Wassererfahrungen innerhalb und außerhalb der Haushalte	23
2.2.	Die Männer und das Wasser in der Zeit des Krieges: Wasserbedeutungen im Militär und in der Gefangenschaft	29
2.3.	Die Frauen und das Wasser in der Zeit des Krieges: Wasserbedeutungen innerhalb und außerhalb der Haushalte	31

2.4.	Von der Nachkriegszeit bis in die 60er Jahre: Zu einigen historischen und lebensgeschichtlichen Wasserbedeutungen und ihren Veränderungsspielräumen	32
3.	Diskussion und Einschätzung der historischen und lebensgeschichtlichen Spielräume häuslicher Wasserkultur	34

Dritter Teil

Zur gegenwärtigen Wasserkultur

1.	Der alltägliche Umgang mit dem Wasser im Haushalt	37
2.	Felder der Wasserbedeutungen	38
3.	Manifeste und verdeckte Bedeutungen der aktuellen Wasserkultur	41
3.1	Manifeste Wasserbedeutungen: Subjektive Intentionen und Begründungen der Befragten	41
3.1.1	Wasser bedeutet Sauberkeit	42
3.1.2	Wasser bedeutet periodische Erneuerung	47
3.1.3	Wasser bedeutet soziale Identität	51
3.1.4	Wasser bedeutet begrenzte, wertvolle Naturressource	53
3.1.5	Wasser bedeutet Wohlgefühl	54
3.1.6	Wasser bedeutet Unbehagen, Aversion	55
3.2	Verdeckte Wasserbedeutungen: „objektiver Sinn“	56
3.2.1	Wasser bedeutet Hygiene	57
3.2.2	Wasser bedeutet Ubiquität	58
3.2.3	Wasser bedeutet Nahrung(smittel)	59
3.2.4	Wasser bedeutet Leben(smittel)	60
4.	Zu den Spielräumen der häuslichen Wasserbedeutungen	61

Literatur

Erster Teil

Die Untersuchung

1. Der Forschungskontext

Unsere Untersuchung der Wasserkultur in städtischen Privathaushalten steht im unmittelbaren Kontext des Forschungsverbundes "Wasserkreislauf und urban-ökologische Entwicklung" und seiner Suche nach neuen urban-ökologischen Politikbausteinen und Leitbildern. Vor allem der erste Bereich hat - angestoßen durch den politischen Imperativ der ökologischen Bewegung -, seit den 70er Jahren die sozialökologische Forschung bestimmt. Die zentrale Frage lautete hier, wie der alltägliche Umgang mit den Naturressourcen auf individueller Ebene zu verändern sei. Bei der Suche nach Aufklärungs-, Umerziehungs- und Mobilisierungsstrategien stieß man relativ früh auf das Phänomen, daß dem allmählich steigenden Umweltbewußtsein bzw. Umweltwissen in der Bevölkerung keine oder nur geringe Verhaltensänderungen im Alltag folgen. Dieses Phänomen nannte man den Bruch oder die Kluft zwischen Umweltbewußtsein und Umweltverhalten, erklärte es zum zentralen Problem sozialwissenschaftlicher Ökologieforschung und versuchte, es mit unterschiedlichen theoretischen Ansätzen zu erklären. Heute lassen sich zwei dominierende Erklärungsansätze erkennen. Zum einen diejenigen Ansätze, die das Problem als ein psychologisches bzw. sozialpsychologisches Problem konzipieren (Pawlik/Stapf 1992; Schahn/Giesinger 1993), und zum anderen diejenigen Ansätze, die es als ein Rational-Choice-Problem im Umgang mit kollektiven Gütern ansehen (Olson 1992; Diekmann/Preisendörfer 1993; Friedrichs 1995).

Geht man von der anfänglichen politischen Fragestellung sozialwissenschaftlicher Ökologieforschung aus, dann steht auch unsere Untersuchung in diesem sozialwissenschaftlichen Kontext. Sie verfolgt das urban-ökologische Problem jedoch auf einer anderen analytischen Ebene. Denn sie versucht, die komplexen Probleme bei der Veränderung des alltäglichen Umgangs mit Naturressourcen in den Kontext der alltäglichen urbanen Lebensweise zurückzustellen und hier als eine alltagskulturelle Problematik zu begreifen (Heidenreich/Glasauer 1994).

Mit dieser Entscheidung ändert sich einiges. Zum einen wird die Forschung nicht mehr von der bisher zentralen Frage nach dem Bruch zwischen Umweltbewußtsein und Umweltverhalten angeleitet, sondern das Problem lebensweltlicher urban-ökologischer Veränderung wird als ein alltagskulturelles Problem begriffen und dementsprechend nach unserer städtischen Alltagskultur gefragt.

Das bedeutet zweitens, daß nun nicht mehr individuelles Bewußtsein und individuelles Verhalten Gegenstand der Untersuchung sind, sondern die strukturelle Ebene städtischer Alltagskultur. Zu

dieser gehören heute auch ökologische Vorstellungen, Werte und Bilder und neue Verhaltensroutinen, wie zum Beispiel die Mülltrennung.

Dennoch kommt auch unsere Forschung nicht ohne die Handlungen, Gedanken, Wahrnehmungen und Urteile von Individuen aus, die die physisch-psychischen, geistigen und sozialen Träger von Kultur sind, in deren Rahmen sie zugleich als Akteure und Aktivierte, Schöpfer und Geschöpfe auftreten (Greverus 1987). Auszugehen ist drittens also von einer Dialektik zwischen kulturellem Subjekt und überindividueller Kultur, und nicht von unilinearen Kausalitäten, Determinierungen oder Beeinflussungen. Kultur kann nicht implementiert werden wie ein neues Steuergesetz - obgleich sehr wohl Steuergesetze indirekt auch die Kultur beeinflussen können -, sondern der kulturelle Wandel ereignet sich in nicht planbaren Interdependenzprozessen (Elias 1992). Der Dreh- und Angelpunkt der kulturellen Dialektik aber ist die alltägliche kulturelle Praxis, oder, auf der Ebene der Subjekte ausgedrückt, ihre alltägliche Lebensführung (Projektgruppe Alltägliche Lebensführung 1995).

Stellt man die ökologische Problematik in diesen alltagskulturellen Rahmen, dann müssen sich gegenüber der herkömmlichen sozialökologischen Forschung viertens auch die konkreten Forschungsfragen ändern. Anstelle nach den psychologischen, zweckrationalen oder anderen Gründen für den festgestellten Bruch zwischen Umweltbewußtsein und Umweltverhalten zu fragen, muß erst einmal, wie in unserem Fall, nach der alltäglichen Wasserpraxis in den städtischen Privathaushalten und nach den alltäglichen Sinn- und Bedeutungszusammenhängen - seien sie bewußt oder nicht bewußt -, in denen die häusliche Wasserpraxis steht, gefragt werden. Von dieser Erkenntnisgrundlage aus können die alltagskulturellen Blockierungen und Widerstände gegenüber urban-ökologischen Veränderungen erneut eingeschätzt bzw. in der Alltagspraxis schon existierende kulturelle Veränderungspotentiale für eine nachhaltige Wasserpolitik erkannt werden.

2. Theoretische Grundlagen der Untersuchung

2.1. Zum Kulturverständnis

Unsere Untersuchung stützt sich nicht auf das Kulturverständnis der neueren Kulturosoziologie, die eine kulturelle Dimension fokussiert, die mit den Begriffen Lebensstil oder kulturelles Kapital angesprochen und gemeint ist (Mörth/Fröhlich 1994). Sie zielt also nicht auf die soziokulturellen Unterschiede und Ungleichheiten im häuslichen Wasserumgang. Ausgehend von der Annahme, daß heute nicht nur alle städtischen Haushalte an die Netze der Wasserversorgung und der Abwasserbeseitigung angeschlossen sind, sondern auch an die geltenden grundlegenden Verhaltens- und Handlungsformen, Vorstellungen, Werte und Intentionen unserer städtischen Wasserkultur, steht bei unserer Untersuchung eine andere kulturelle Dimension im Vorder-

grund, die Max Weber folgendermaßen zusammengefaßt hat: "'Kultur' ist ein vom Standpunkt des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens." (Weber 1973, 223) Dieses Kulturverständnis ist vor allem von den ethnologisch-anthropologischen Disziplinen und der gesellschaftspolitisch interessierten Kulturtheorie weiter tradiert und ausgebaut worden (Geertz 1991, Greverus 1987, Soeffner 1989, Castoriadis 1990). Pierre Bourdieu hat als Ethnologe und Soziologe an beiden Kulturverständnissen Anteil, wird uns also mehr als Ethnologe denn als Kulturosoziologe interessieren.

Wir fragen zuerst also nicht nach den sozialen Differenzierungen im häuslichen Wasserringang, sondern nach den Bedeutungen und den Sinngehalten, die heute in den städtischen Privathaushalten mit dem Wasser bzw. seinen Funktionen verknüpft werden. Dieser Untersuchungsansatz ist offen sowohl für die Exploration allgemein gültiger, wie auch für die Exploration sozial differenzierter Bedeutungen des häuslichen Wassers. Das technisch-administrativ vermittelte häusliche Wasser ist unser "endlicher Ausschnitt", der im häuslichen Alltag "mit Sinn und Bedeutung bedacht" wird. Dabei haben wir im Rahmen der Weiterentwicklung des Weberschen Kulturverständnisses davon auszugehen, daß die Individuen in ihrem Alltag "im eigentlichen Sinne nicht wissen, was sie tun, weil das, was sie tun, mehr Sinn aufweist, als sie wissen... Jedes Individuum, mag es das... wollen oder nicht, ist Produzent und Reproduzent objektiven Sinns: Da seine Handlungen und Werke Produkt eines *modus operandi* sind, dessen Produzent es nicht ist und die es bewußt nicht beherrscht, schließen sie... eine 'objektive Intention' ein, ... die die subjektiven Absichten und die individuellen und kollektiven bewußten Entwürfe transzendiert... Automatisch und unpersönlich, mit Bedeutung ohne bedeuten zu wollen, stehen die normalen Verhaltensformen im Dasein." (Bourdieu 1979, 178f)

Der "objektive Sinn", die "objektiven Intentionen" und der "Automatismus" ihrer Handlungen weisen die Individuen als Mitglieder einer überindividuellen Kultur aus, die auch in der Privatheit der eigenen vier Wände lebendig ist. Den überindividuellen kulturellen Regulationsmodus ("*modus operandi*"), der die individuellen Praktiken miteinander vermittelt und gesellschaftliche Interaktionen erst ermöglicht, nennt Pierre Bourdieu auch den *Habitus*.

2.2. Zum *Habitus*begriff

Der Begriff der *Hexis* (griech.) bzw. des *Habitus* (lat.) kann mit "erworbene Haltung, Habe, Gehabe" übersetzt werden. Pierre Bourdieu hat versucht, sein Verständnis des *Habitus* mit vielen Umschreibungen deutlich zu machen. Interessant für die Untersuchung des häuslichen Wasserringangs ist die enge Verknüpfung, die er zwischen Körper und habituellen Praxisformen herstellt. Am besten läßt sich das am Beispiel der Primärerziehung deutlich machen:

"Die Primärerziehung geht mit dem Körper wie mit einer Gedächtnisstütze um. Sie 'verdummt' gleichsam die Werte, Vorstellungen und Symbole, um sie der Ordnung der 'Kunst' zuzuführen, jener reinen Praxis, die bar aller Reflexion und Theorie ist. Sie zieht größtmöglichen Gewinn aus der 'Konditionabilität', dieser Eigenschaft der menschlichen Natur, die Kultur - im Sinne des englischen cultivation -, d.h. die Einverleibung von Kultur möglich macht... Das derart Einverleibte findet sich jenseits des Bewußtseinsprozesses angesiedelt, also geschützt vor absichtlichen und überlegten Transformationen, geschützt selbst noch davor, explizit gemacht zu werden." (Bourdieu 1979, 171 u. 199f)

Auf diesem körpergestütztem Wege, der Lernen, Befolgen von Anordnungen und Vorschriften und spielerisch-rituelle Übungen einschließt, gelangt die überindividuelle Kultur in das menschliche Individuum und bildet hier relativ kohärente Praxisformen aus, die von habitualisierten Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkschemata reguliert werden. Deren Werte, Vorstellungen, Normen, Regelmäßigkeiten, Intentionen, Standards, Symbole etc. sind nach Pierre Bourdieu nicht so sehr unbewußt als implizit, weil sie sich "innerhalb der Praxis der Handlungssubjekte im praktischen Zustand und nicht in deren Bewußtsein" (Bourdieu 1979, 159) befinden. "In der Tat gibt das 'Unbewußte' niemals etwas anderes wieder als das Vergessen der Geschichte, das die Geschichte selbst vollzieht, indem sie die objektiven Strukturen, die sie erschafft, in jenen Quasi-Naturen, als welche die Habitusformen zu verstehen sind, verkörpert." (Bourdieu 1979, 171) Für einen Erwachsenen ist es keine Frage des Bewußtseins, daß er sich morgens die Zähne putzt. Es wäre trotzdem falsch, diese Handlung als unbewußt zu bezeichnen. Sie ist, auf phänomenologischer Ebene betrachtet, Alltagsroutine. Lebensgeschichtlich betrachtet ist sie erlerntes und eingeübtes Verhalten, dessen Geschichte vergessen wurde. Kulturanalytisch ist diese Handlung Ausdruck überindividueller Kultur, die in die alltägliche individuelle Praxis in habitualisierter Form eingegangen ist. Diese Form der Praxis weiß nur noch wenig von den Sinn- und Bedeutungsgehalten, die mit ihr verbunden sind.

Hans-Georg Soeffner (1989) bezeichnet das gleiche Phänomen der systematischen "Verdummung" der alltagskulturellen Werte, Vorstellungen und Symbole, die auf die Optimierung alltäglicher Interaktionen und Handlungsvollzüge, auf die Beseitigung von Zweifeln und Störungen und die Beibehaltung von Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkschemata abzielt, als die "Latenz" der alltagskulturellen Werte, Vorstellungen, Intentionen, Sinngehalte und Symbole.

2.3. Spielräume kulturellen Wandels

Auch wenn Kultur habitualisiert werden muß, um alltäglich praktiziert werden zu können, ist sie nicht unveränderbar. Aber sie ist träge und hinkt nach Pierre Bourdieu hinter den Ereignissen her: "Zweifellos bildet die Hysteresis der Habitusformen... eine der Grundlagen der strukturellen Verschiebung zwischen Gelegenheiten und den auf ihr Ergreifen zugeschnittenen Dispositi-

onen, und es ist diese Verschiebung, die die verpaßten Gelegenheiten erzeugt und im besonderen die oft beobachtete Unfähigkeit, historische Krisen nach anderen Wahrnehmungs- und Denkkategorien als solche der Vergangenheit ... wahrzunehmen und zu denken." (Bourdieu 1979, 183)

Trotz ihrer Trägheit können sich die latenten bzw. impliziten Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkschemata der Alltagskultur ändern, da es sich bei ihnen nicht um naturwissenschaftliche Gesetze, sondern aus der historischen Erfahrung kommende Regelmäßigkeiten handelt, die auch auf neue Fragen und neue Situationen durch analogische Übertragung bzw. geregelte Improvisation reagieren können. Dabei entstehen immer auch Korrekturen an den Schemata. Der Habitus, als zu Quasi-Natur gewordener Kulturgeschichte, "erzeugt entsprechend den von der Geschichte hervorgebrachten Schemata individuelle und kollektive Praxisformen - folglich Geschichte. Als Vergangenes, das im Aktuellen weiterlebt und sich bis in die Zukunft hinein zu verlängern trachtet ... liegt das System der Dispositionen ebenso der Kontinuität und Regelmäßigkeit zugrunde ... wie auch den gleichermaßen Regeln unterworfenen Transformationen." (Bourdieu 1979, 171, 182)

Bei der Untersuchung der alltäglichen häuslichen Wasserkultur ist also von zweierlei auszugehen. Erstens davon, daß unseren Gesprächspartnern der Sinn und die Bedeutungen ihres häuslichen Wasseralltags nicht vollständig präsent sind, daß also Alltagsroutinen habituell verankert sein können. Zweitens ist davon auszugehen, daß sowohl die explizit-bewußten wie die impliziten Sinn- und Bedeutungsgehalte häuslichen Wasserumgangs historischen Veränderungen unterliegen. Vor allem der erste Punkt hat Folgen für das methodische Vorgehen bei unserer Untersuchung.

3. Methodische Grundlagen der Untersuchung

Die Untersuchung der häuslichen Wasserpraxis - also die Untersuchung von wasserbezogenen Handlungsabläufen, Lebensgewohnheiten und Routinen - in Verbindung mit ihren expliziten und impliziten Bedeutungs- und Sinngehalten erfordert ein qualitatives Vorgehen, das der gelebten, aber nicht notwendigerweise in ihren Sinn- und Bedeutungszusammenhängen vollständig bewußten bzw. Alltagspraxis und deren historischen Veränderungen Rechnung trägt. Zweitens ergibt sich die Notwendigkeit eines qualitativen Ansatzes aus der Tatsache, daß wir über die Struktur der häuslichen Wasserkultur derzeit keine Erkenntnisse haben, wir uns also in einer explorativen Phase der wissenschaftlichen Forschung befinden.

Wenn bezweifelt werden muß, daß alle Sinn- und Bedeutungsgehalte der häuslichen Wassernutzung explizit und direkt exploriert werden können, dann muß ein indirekter Weg gewählt werden, um sich ihnen zu nähern. Wir sind diesen methodischen "Umweg" über fünf ausgewählte

Gesprächsthemen gegangen, von denen wir annehmen konnten, daß sie die wichtigsten Erfahrungs- und Praxiskontexte des häuslichen Wassers abdecken und unseren Gesprächspartnern explizit zur Verfügung stehen.

Für jedes Gesprächsthema wurde ein ausführlicher Gesprächsleitfaden entwickelt. Die Gesprächsleitfäden ermöglichten, je nach Thema, ein offen-narratives bzw. problemzentriertes Interviewsegment (Hopf 1995). Sie konnten in ihrer Reihenfolge und auch in ihrem zeitlichen Gewicht während des Interviews flexibel gehandhabt werden.

Die offen-narrativen Themen waren

1. die lebensgeschichtlichen Veränderungen der häuslichen sanitären Ausstattung und der wasserbezogenen Lebensgewohnheiten und
2. der Tagesverlauf des Tages, der dem Interview voranging, einschließlich der in ihm praktizierten Wassernutzung.

Die problemzentrierten Themen behandelten

3. Körperpflege,
4. Wäschepflege und
5. Wohnungspflege.

Das erste Thema deckt die lebensgeschichtliche Dimension häuslicher Wasserpraxis ab, das zweite Thema die Dimension des gegenwärtigen routinisierten Alltagsablaufs. Da es keinen typischen Tagesverlauf gibt, haben wir uns dazu entschlossen, nach dem gestrigen Tagesablauf zu fragen. Auch dieses Interviewsegment ist offen-narrativ angelegt, da es uns hier vor allem darum ging, die präsenten von den nicht mehr präsenten Wassernutzungen unterscheiden zu können. Nach der offen-narrativen Darstellung des gestrigen Tagesverlaufs wurde gemeinsam mit den Interviewpartnern nach den vergessenen Wassernutzungen gesucht. Die drei letzten Themen konzentrieren sich auf drei wichtige Reproduktionsbereiche, in denen das häusliche Wasser Mittel für angestrebte Zwecke ist.

Stellen diese Themen, mit denen wir die explorativen Intensivinterviews geführt haben, einerseits einen methodischen "Umweg" dar, um indirekt zu den Sinn- und Bedeutungsgehalte des häuslichen Wassers vorzustoßen, so hat uns dieser "Umweg" andererseits zugleich auch wichtige Handlungskontexte geliefert, in denen das häusliche Wasser steht und von denen her es seine Bedeutung und seinen Sinn erhält. Denn es ist beim häuslichen Wasserumgang nur in Ausnahmefällen davon auszugehen, daß sich - wie zum Beispiel bei den "Wassermachern" -, die Aufmerksamkeit direkt auf das Wasser selbst richtet. Im Haushalt geht es um unterschiedliche reproductiven Funktionen, für die das Wasser säuberndes, pflegendes, beseitigendes etc. Mittel ist. Diese Nutzungszwecke des Wassers und deren Sinn- und Bedeutungsgehalte sind es, in

denen das häusliche Wasser kontextuell eingebunden ist. An diesem Umstand hat sich dann auch die Auswertung der qualitativen Intensivinterviews orientiert.

4. Die Durchführung der Untersuchung

Zwischen März 1994 und Juli 1995 haben wir, zusammen mit zwei studentischen Hilfskräften, in Frankfurt und Umgebung 33 qualitative Intensivinterviews in städtischen Privathaushalten durchgeführt. Das kürzeste Interview hatte eine Dauer von 1 1/2 Stunden, das längste dauerte 3 Stunden.

Um kulturhistorische Veränderungen beim häuslichen Wassenumgang und die gegenwärtigen Differenzierungen innerhalb der häuslichen Wasserkultur besser erfassen zu können, wurde bei der Auswahl der interviewten Personen vor allem darauf geachtet, daß ein möglichst großes Spektrum an Altersgruppen, Haushaltstypen und beruflichen Stellungen vertreten ist.

QUALITATIVE INTERVIEWS IN HAUSHALTEN

Lfd.Nr.	Geboren	Geschlecht	Haushalt	Beruf
H.22.	1920	weibl.	2 P.verh.	Hausfrau
H.19.	1921	weibl.	1 P.	Technikerin/Rent.
H.4.B	1921	männl..	3 P.fam.	Ingenieur/Rent.
H.4.A	1926	weibl.	3 P.fam.	Arbeiterin/Rent.
H.21.	1926	männl..	2 P.verh.	Lehrer/Rent.
H.6.	1928	weibl.	2 P.verh.	Hausfrau
H.18.	1928	männl..	2 P.verh.	Ingenieur/Rent.
H.20.	1930	weibl.	2 P.verh.	Hausfrau
H.3.	1937	weibl.	2 P.verh.	Hauswirtsch.meisterin
H.10.	1939	weibl.	2 P.WG	Sekretärin
H.7.	1940	männl..	3 P.fam.	Jurist
H.17.	1940	weibl.	4 P.fam.	Sozialpädagogin
H.5.	1941	weibl.	3 P.fam.	Hauswirtsch.meisterin
H.12.	1943	weibl.	2 P.LG	Sozialpädagogin
H.14.	1944	männl..	3 P.fam.	Psychologe
H.2.	1945	weibl.	3 P.fam.	Hausfrau
H.13.	1947	weibl.	1 P.	Pädagogin
H.8.	1951	weibl.	5 P.fam.	Hausfrau
H.23.	1951	männl..	2 P.fam.	Kaufm.techn.
H.16.	1953	männl..	2 P.LG	Pädagoge
H.11.	1954	weibl.	3 P.fam.	Arbeiterin
H.9.	1954	männl..	2 P.fam.	Mechaniker
H.26.	1954	männl..	6 P.fam.	Referent
H.33.	1958	weibl.	4 P.fam.	Referentin
H.1.	1961	männl..	2 P.LG	Architekt
H.25.	1961	männl..	1 P.	Theologe
H.27.	1963	männl..	1 P.	Ingenieur
H.15.	1964	weibl.	5 P.fam.	Hausfrau
H.24.	1966	weibl.	2 P.verh.	Techn.Assistentin
H.28.	1967	männl..	1 P.	Kaufm.Angestellter
H.29.	1967	männl..	2 P.LG	Student d. BWL
H.30.	1967	männl..	1 P.	Makler
H.32.	1970	weibl.	2 P.LG	Angestellte
H.31.	1973	weibl.	1 P.	Studentin an FH

verh. = verheiratet

fam. = Ehepaar oder Alleinerziehender mit Kind/Kindern

WG = Wohngemeinschaft

LG = Lebensgemeinschaft eines unverheirateten Paares

Die Dokumentation der Interviews erfolgte zum einen auf Tonbändern, zum anderen durch Gesprächsprotokolle, die einer der beiden Interviewer während des Gespräches aufgezeichnet hat. Sie wurden nach Fertigstellung von dem zweiten Interviewer gegengelesen und bei Bedarf durch die Tonbandaufzeichnungen kontrolliert. Diese Gesprächsprotokolle stellen das Textmaterial dar, auf das sich die nun zu beschreibende Auswertung der Interviews bezog.

5. Die Auswertung des erhobenen Materials

Entsprechend der kulturanalytischen Fragestellung unserer Untersuchung und ihrer qualitativen Erhebungsmethode haben wir die Auswertung des erhobenen Materials an rekonstruktiv-hermeneutischen Verfahren orientiert. Sie erfolgte in drei aufeinander aufbauenden Schritten.

5.1. Sequenzanalyse

In diesem ersten Auswertungsschritt geht es darum, daß der Wissenschaftler den Sinn der fortlaufenden Textsequenzen der Gesprächsprotokolle rekonstruiert. Dies geschieht durch die "interpretierende Übernahme der idealisierten Perspektive des Handelnden durch den Interpreten." (Honer 1993, 109) "Idealisierte Perspektive" meint hier die Einsicht, daß dem Interpreten die Übernahme des subjektiven Sinns der Äußerungen seines Gesprächspartners immer nur annäherungsweise gelingen kann. Da für uns das Ziel der Sequenzanalyse die Erfassung und Rekonstruktion des inhaltlichen Textgegenstandes war, haben wir uns für Textsequenzen entschieden, die nicht aus einzelnen Worten, Formulierungen oder Sätzen bestehen, sondern aus den kleinsten gegenstandsbezogenen Sinneinheiten (Mayring 1995).

5.2. Kontextanalyse

Wie schon dargelegt, stellen unsere fünf Gesprächsthemen für die Gespräche selbst zwar einen methodischen "Umweg" dar, liefern uns zugleich aber wichtige Handlungskontexte, in denen das häusliche Wasser eingebunden ist und von denen her es seine Sinn- und Bedeutungsgehalte bezieht. Der zweite Auswertungsschritt, der immer noch auf der Ebene des einzelnen Gesprächsprotokolls bleibt, besteht aus der detaillierten analytischen Rekonstruktion dieser kontextuellen Handlungsverläufe und der Kommentare, die unsere Gesprächspartner zu ihnen gegeben haben. Dazu wurde zu jedem thematischen Kontext eine komplexe Auswertungsfrage entwickelt. Die Auswertungsfragen lauten:

Auswertungsfrage zum lebensgeschichtlichen Kontext

"Wann und in welche sozialräumliche Situation wird unser Gesprächspartner in die Welt hineingeboren, welche sanitären Verhältnisse, welche wasserbezogenen Gewohnheiten findet er vor und welche lebensgeschichtlichen Ereignisse haben die sanitäre Ausstattung seines Haushaltes/seiner Haushalte und die Gewohnheiten im Umgang mit Wasser verändert oder nicht verändert und wie werden diese Veränderungen bzw. Nicht-Veränderungen erklärt und/oder bewertet?"

Auswertungsfrage zum Kontext des gestrigen Tagesablaufs

"An welcher Stelle im Tagesablauf kommt welche Wassernutzung vor, wie wird diese begründet, motiviert oder interpretiert und welche Wassernutzung wurde vergessen und wie wird das Vergessen begründet, motiviert oder interpretiert?"

Auswertungsfrage zum Kontext Körperpflege

"Welche wasserbezogenen Arten der Körperpflege werden genannt und welche selbstbezogenen und welche auf andere bezogenen Erklärungen, Begründungen, Interpretationen etc. werden mit welchen Arten verbunden?"

Auswertungsfrage zum Kontext Wäschepflege

"Welche Textilien (plus Träger) werden genannt, wann, warum (Erklärungen, Begründungen, Motive etc.) und durch wessen Entscheidung werden sie zu schmutzigen/behandlungsbedürftigen und wie und durch wen werden sie gereinigt/behandelt?"

Auswertungsfrage zum Kontext Wohnungspflege

"Welche Räume oder Gegenstände der Wohnungspflege werden genannt, wie, wann und durch wen werden sie gereinigt und welche Erklärungen, Motive, Begründungen etc. werden dazu gegeben?"

Wir haben diese kontextanalytischen Fragen so formal-abstrakt formuliert, um mit ihnen möglichst viele sachliche und kommentierende Textsequenzen der Gesprächsprotokolle "einfangen" zu können, und eine möglichst vollständige Rekonstruktion der Handlungsabläufe der häuslichen Wasserpraxis zu erhalten. Andererseits sind die Formulierungen dieser Fragen auch von einigen Thesen inspiriert, die wir über die Bedeutung und den Sinn häuslicher Wassererfahrungen und häuslichen Wasserumgangs aufgestellt haben. Mit diesen Thesen nehmen wir an,

daß vor allem in der Vorkriegs- und in der Nachkriegszeit die Verbesserung der häuslichen sanitären Ausstattung mit sozialem Aufstieg verknüpft wurde und zu einer Individualisierung und Intimisierung des häuslichen Wasserumgangs führte;

daß die unterschiedlichen Wassernutzungen im Tagesablauf - von der Körperpflege bis hin zur Zubereitung von Kaffee -, zeitlich relativ regelmäßig erfolgen, daß die zeitliche Regelmäßigkeit jene Momente im Tagesablauf akzentuiert, in denen es um einen Übergang (Passage) von einem Alltagssegment zum anderen geht, und daß diese akzentuierende Ritualisierung des Tagesablaufs dazu dient, die unterschiedlichen Rollen- und Funktionsanforderungen, in denen das Indi-

viduum lebt und agiert, in eine weitgehend stabile und kohärente Struktur zu bringen, die wiederum Voraussetzung ist für die persönliche und soziale Identität, und

daß auch die reproduktiven Wasserfunktionen der Körper-, Wäsche- und Wohnungspflege eine zeitliche Regelmäßigkeit aufweisen, daß diese Regelmäßigkeit nicht primär ouverter Verschmutzung, sondern vielmehr Standards der Sauberkeit, der Peinlichkeit, des Geruchs und des persönlichen Wohlbefindens geschuldet ist, daß die regelmäßige Reinigung des Körpers, der Wäsche und der Wohnung der individuellen und sozialen Integration der Person und des Haushalts dient, und daß auf diese Weise nicht nur kulturelle Werte, Standards und Normen im Haushalt eingeübt werden, sondern das Innerhäusliche mit dem Außerhäuslichen vermittelt wird. Bei dieser Vermittlung spielt der Wasserverbrauch eine wichtige funktionale und symbolische Rolle.

5.3. Sinn- und Bedeutungsanalyse

Der dritte Auswertungsschritt beinhaltet die eigentliche interpretative Arbeit. Sie konnte sich auf zwei Bezugsgrößen stützen. Zum einen auf die kommentierenden Selbstinterpretationen unserer Gesprächspartner, zum anderen auf die Kontexte der thematisierten Handlungsabläufe, in denen die häusliche Wassernutzung steht und von denen das häusliche Wasser seine Sinn- und Bedeutungsgehalte bezieht. Beide Bezugsgrößen der Interpretation sind im zweiten Auswertungsschritt rekonstruiert worden.

In diesem Auswertungsschritt geht es nun darum, durch allmähliche deutende Ablösung vom Wortlaut des konkreten Protokolltextes zu allgemeinen Sinn- und Bedeutungsbegriffen zu gelangen. Zwei Wege waren hier möglich, die auch beschritten wurden. Zum einen konnten Sinn- und Bedeutungsbegriffe durch die abstrahierende Reformulierung bzw. deutende Übersetzung der Selbstinterpretationen unserer Gesprächspartner gebildet werden, zum anderen durch die abstrahierende Deutung der praktizierten averbalen Handlungsverläufe. Auf dem ersten Wege gelangten wir zu den expliziten Sinn- und Bedeutungsgehalten häuslicher Wassernutzung, auf dem zweiten zu den Sinn- und Bedeutungsgehalten, die die subjektiven Intentionen überschreiten und als habituelle in der häuslichen Wasserpraxis impliziert sind. Das Vergleichen der expliziten und der impliziten Sinn- und Bedeutungsgehalte führte in einem letzten Abstraktionsschritt zu allgemeinen Begriffen, die die leiblich-seelischen, identitätsstiftenden, familiären, sozialen und urbanen Bedeutungen und die Sinnzusammenhänge des häuslichen Wassers bezeichnen.

Zweiter Teil

Historische und lebensgeschichtliche Spielräume häuslicher Wasserkultur

1. Die häusliche Wasserkultur in den 20er und 30er Jahren
 - 1.1. Kleine Phänomenologie der sanitär-technischen Ausstattung städtischer Privathaushalte und der wasserbezogenen Lebensgewohnheiten

Ein Arbeiterhaushalt (H.22.)

Frau L. wurde 1920 als Tochter eines Drehers in Frankfurt-Sossenheim geboren und lebt noch heute mit ihrem Mann im gleichen dreistöckigen Haus zur Miete in einer 4-Zimmer-Wohnung.

In den 20er und 30er Jahren war das Haus noch nicht an die Kanalisation angeschlossen. Auf jedem Zwischenstock befand sich ein Plumpsklo ohne Wasserspülung. Die Grube, die sich vor dem Haus befand, wurde von Zeit zu Zeit von einem Bauern geleert. Frau L. kann sich an die Dunkelheit auf ihren Wegen zum Plumpsklo erinnern, da es nur im Parterre, wo der Vermieter wohnte, elektrisches Licht gab. Sie kann sich auch an ihre Angst erinnern, daß sie, auf dem Plumpsklo sitzend, in den Po gezwickt werden würde, und sie verbindet diese Angst mit einer Heiligengeschichte, die die Hausschneiderin ihr erzählt hatte.

Die 2-Zimmer-Mietwohnung, in der sie als Einzelkind mit ihren Eltern lebte, wurde mit Gaslicht beleuchtet, die Zimmer hatten Kachelöfen. Ein Badezimmer gab es nicht. Der einzige Wasserhahn befand sich in der Küche, die einen Gas- und einen Kohleherd besaß. Samstags wurde eine Zinkbadewanne in die Küche gestellt, Wasser in einem großen Waschtopf auf dem Herd heiß gemacht und so gebadet. Unter der Woche wusch man sich am Wasserhahn in der Küche, im Sommer "sicherlich kalt", im Winter hat man das Wasser "vielleicht" warm gemacht. Die Küche selbst wurde morgens von ihrem Vater angeheizt. Dann ging er zur Arbeit.

Im Garten des Hauses befand sich ein kleines separates Gebäude, das eine Waschküche beherbergte. Dort wusch die Mutter in einer langwierigen Prozedur aus Einweichen, Auswringen, Feuer machen, Kochen, Spülen, Stärken und Bleichen die Wäsche.

Ein Handwerkerhaushalt (H.18.)

Herr S. wurde 1928 als Sohn eines Gas- und Wasserinstallateurs in Frankfurt-Sachsenhausen geboren und verbrachte seine Kindheit und Jugend im eigenen Haus der Eltern am Lokalbahn- hof, das im Erdgeschoß den Installationsbetrieb des Vaters beherbergte. Dieses Haus war ca. 1850 gebaut worden und hatte bis 1928 nur WC-Einrichtung. Im Jahre seiner Geburt wurde ein

"Frankfurter Bad" eingebaut, mit einem Kohlebadeofen und einer Wanne. Außerdem gab es noch ein Waschbecken, das heißes Wasser von einem Gasdurchlauferhitzer bekam.

Herr S. machte, wie sein Vater, eine Lehre als Gas- und Wasserinstallateur, studierte nach dem Zweiten Weltkrieg in Köln Gesundheitsingenieurwesen und arbeitete dann im Betrieb seines Vaters. So hat er einen professionellen Überblick über die sanitäre Situation in Sachsenhausen, die er für die Vorkriegszeit wie folgt schildert: In den Sachsenhäuser Gebäuden der Gründerzeit wurden nach und nach "Frankfurter Bäder" eingebaut, die vom Schlafzimmer aus erreichbar waren. Die älteren Häuser hatten die Toilette, die von außen angebaut worden war, auf dem Zwischenstock, oder sie befand sich noch im Hof, was Herr S. als "ländliche Struktur" bezeichnet. Das Wasser wurde mit Kohlebadeöfen oder auf Küchenherden warm gemacht.

In seiner eigenen Familie wurde am Samstag der Kohlebadeofen angefeuert, und dann badete die ganze Familie. Er erinnert sich daran, daß er alleine gebadet hat, aber er erinnert sich nicht mehr daran, ob es frisches Badewasser war. Nachdrücklich in Erinnerung sind ihm noch die Sachsenhäuser Bäche, an denen er seine Kindheit verbrachte und die ihm Abenteuerspielplatz waren.

Zwei Leipziger Bürgerhaushalte (H.4.A/H.4.B)

Herr und Frau B. sind beide in Leipzig geboren und stammen aus ähnlichen Verhältnissen. Herr B. (H.4.B), 1921 geboren, verlebte seine ersten neun Lebensjahre zusammen mit Großeltern, Tanten, Onkeln und seinen Eltern in einem 9-Personen-Haushalt in einem großen Mietshaus. Die Plumpsklos mit Handwasserspülung waren auf dem Zwischenstock. Samstags badete die ganze Großfamilie in der Küche.

1930 zogen die Eltern mit ihm in eine eigene Wohnung, von der er die Annehmlichkeit erinnert, daß die Toilette gleich neben dem Wohnungseingang lag, so daß man "eben mal so rüber gehen" konnte. Auch diese Wohnung hatte kein Bad, dafür gab es - auch eine Erleichterung -, gleich nebenan ein öffentliches Wannenbad, wo die Familie ein Mal in der Woche baden ging. Die Wäsche wurde in einem separaten Gebäude auf dem Hinterhof gewaschen, wobei seine Tanten der Mutter halfen.

Frau B. (H.4.A), 1926 geboren, lebte mit ihren Eltern und einer Großmutter ebenfalls in einem großen Mietshaus, mit "recht gutem Standard". Es gab dort eine Treppenhausgasbeleuchtung und Plumpsklos mit Handwasserspülung im Zwischenstock. Sie erinnert sich an die Umständlichkeit dieser Toilettengänge, da man sich immer anziehen mußte, weil man im Treppenhaus ja jemandem begegnen konnte. In der Toilette war es kalt und "stank fürchterlich", besonders bei Tauwetter.

In der Küche gab es den einzigen Wasseranschluß mit kaltem Wasser. Dort wusch man sich, weil es dort warm war. Zum Waschen wurde die Waschschüssel mit kaltem Wasser in die "Küchenmaschine" gestellt, die man mit Briketts befeuerte. Die Waschschüssel kam dann auf ein Gestell, unter dem ein Krug mit kaltem Wasser zum Mischen stand. Für sie war es kein Problem, sich offen in der Küche zu waschen, aber wenn die Großmutter sich wusch, dann "wußte man das einfach" und ging nicht in die Küche. Das samstägliche Baden fand in einer Zinkbadewanne ebenfalls in der Küche statt. Es war "ein selbstverständliches Ritual". Frau B.'s Mutter badete bis zu ihrem Tod weiterhin jeden Samstagnachmittag.

1933 zog die Kleinfamilie in eine "bessere Wohngegend" in eine 5-Zimmer-Wohnung. Hier gab es ein Badezimmer, Doppelfenster, einen Balkon, einen Kühlschrank, Kachelöfen in jedem Zimmer und eine Garage. Das Badezimmer hatte einen Kohlebadeofen, eine Wanne und eine Dusche, das WC war innerhalb der Wohnung. Das Waschen fand nun nicht mehr in der Küche statt, sondern im Badezimmer. Dazu wurde ein Holzgestell mit einer Waschschüssel auf die Badewanne gestellt. Weiterhin wurde "selbstverständlich" jeden Samstag gebadet. Beim BDM, wo sie verschiedene Sportarten mitmachte, duschte sie einmal in der Woche, und einmal im Monat ging sie mit ihrer Mutter ins Hallenbad zum Schwimmen, wo es ebenfalls "schöne Duschen" gab.

Im Keller des Mietshauses gab es eine Waschküche. Eine Waschfrau half ihrer Mutter bei der aufwendigen Prozedur: Am Vorabend der Waschtage wurde die Holzwanne eingeweicht, damit sie dicht wurde. Am nächsten Tag wurde das Wasser mit Kohlefeuerung erhitzt und die Wäsche über Nacht eingeweicht, dann im Wasserkessel gekocht, mit dem Waschbrett "rausgerumpelt", gespült, mit der Wringmaschine ausgewrungen, gestärkt, auf einem nahegelegenen Rasenplatz getrocknet, Teile zum Bügeln weggebracht, andere Teile wurden selbst gebügelt.

Ein Berliner Gastwirtschaftshaushalt und seine Nachfolger (H.19.)

1921 wurde Frau D. in Berlin-Köpenick geboren und lebte bis 1930 zusammen mit ihren Eltern, ihren Großeltern, die ein großes Gartenlokal besaßen, und einigen Angestellten in einem Haus neben der Gastwirtschaft. Die Eltern und die Großeltern teilten sich gemeinsam ein Bad und die Wohnküche, "wo sich das ganze Leben abspielte". Die sanitäre Ausstattung war nach Einschätzung von Frau D. sehr gut.

Vor dem Ersten Weltkrieg gab es in ihrem Haus eine Wasserleitung im Flur - "das Prinzip vom Brunnen". Zu diesem "Prinzip" erzählte uns Frau D. folgende Geschichte: Ihr Großvater korrespondierte mit seiner Schwägerin in einer Kleinstadt, die ihm schrieb, daß jetzt in ihren Hausflur eine Wasserleitung gelegt worden sei, und daß sie Glück gehabt habe, denn die Leitung

endete gleich neben ihrer Wohnungstür. Daraufhin adressierte der Großvater seinen nächsten Brief folgendermaßen: "Frau Minna K. an der Wasserleitung".

Das Bad, das ca. 1920 eingebaut worden war, hatte einen Kohlebadeofen - "das war üblich damals" -, eine Wanne, eine Toilette mit Wasserspülung - "das war keinesfalls die Regel" - und ein Gestell über der Badewanne mit einer Waschschüssel. Einmal in der Woche badeten alle Mitglieder der Großfamilie hintereinander. Dieser Tag lag wegen des Lokalbetriebes in der Mitte der Woche. Ansonsten wurde Frau D. kalt aus der Waschschüssel gewaschen, "besonders der Hals war wichtig."

Weil der Lokalbetrieb wegen zu hoher Pacht aufgelöst wurde, trennte sich 1930 die Großfamilie. Die Eltern von Frau D. mieteten eine 2 1/2-Zimmer-Wohnung in einer Köpenicker Neubausiedlung, die sehr teuer war. Obwohl ihre Eltern in einer finanziellen Krise waren - ihr Vater war Kassierer bei einer Bank, es gab "Wirtschaftszusammenbruch" und die Brüning'schen Notverordnungen ließen das Geld knapper werden -, wurde diese Wohnung gemietet, da großer Wohnungsmangel herrschte. Hier gab es ein modernes Badezimmer mit WC, Gasdurchlauferhitzer und Wanne; die Küche hatte einen Gasherd und einen Ausguß. Jetzt badete man zwei Mal die Woche, am Samstag und in der Mitte der Woche. Nur noch der Hund wurde kalt gewaschen und Frau D. hatte deswegen Mitleid mit ihm. Im Vergleich zur vorherigen Wohnung war jetzt alles "bequemer". Man mußte das Wasser nicht vorheizen, sondern es war schnell bereit.

1936 zog die Familie zum zweiten Mal um, in eine 3-Zimmer-Altbauwohnung in Berlin-Tempelhof. Hier gab es zwar auch ein Bad, aber wieder einen Kohlebadeofen. In den Zimmern standen Kachelöfen und in der Küche gab es einen Spülstein mit kaltem Wasser, einen Gas- und einen Kohleherd (Kochmaschine). Das Baden wurde nun wieder "ein bißchen reduziert", der Samstag blieb aber als Badetag erhalten. "Es mußten Kohlen hochgeschleppt werden", das war ihr "nicht fremd". Obwohl die Familie nach Einschätzung von Frau D. "wieder einen Rückschritt gemacht" hatte, wurde dies durch die große und schöne Wohnung ausgeglichen.

Trotz Umzug blieb Frau D. in ihrer alten Köpenicker Schule, und zwar wegen der "fortschrittlichen Einrichtungen" und wegen ihrer Freunde. Die Schule, die in den 20er Jahren gebaut worden war, hatte die modernsten sanitären und sportlichen Anlagen: Es gab elektrische Handfönapparate zum Händetrocknen, Duschräume und Umkleideräume in jeder Turnhalle, kleine Trinkwasserbrunnen auf jeder Etage, Fahrradständer, eine 100m-Laufbahn im Hof, einen Schulgarten und ein Ruderhaus an der Spree. Noch heute ist Frau D., als alte Turnerin, von dieser Schule begeistert, die "überhaupt die Avantgarde" war.

Ein moderner Angestelltenhaushalt (H.21.)

Der Vater von Herrn Sch. war technischer Zeichner und schätzte sich glücklich, nach dem Leben in einer Notunterkunft mit seiner Frau in die Niederräder May-Siedlung ziehen zu können. Wie Herr Sch. uns erzählte, sprachen die Kollegen des Vaters zuerst abschätzig von den "Pappdeckeln", die keine zwanzig Jahre halten würden. Aber diese Bemerkungen "legten sich bald".

In der May-Siedlung, wo Herr Sch. 1926 geboren wurde, lebte die Kleinfamilie in einer 2 1/2-Zimmer-Wohnung mit einem kleinen Bad, das ein WC, eine Dusche und fließend warmes Wasser hatte. Die zentrale Wasser- und Heizungsanlage der Siedlung machte es möglich, daß das Wasser "kein Problem" war und man sich "keine Gedanken machen mußte, woher das warme Wasser kam". Nach Einschätzung von Herrn Sch. war es dort "eng, aber komfortabel". Die Familie badete jeden Samstag, in der Woche wusch man sich mit dem Waschlappen.

Die May-Siedlung hatte eine Sozialstation mit einer gut ausgestatteten Waschküche. Dort gab es halbautomatische Waschmaschinen, eine Mangel und Wäschestangen. Die Mutter mußte mit dem Hausverwalter absprechen, wann sie dort waschen konnte.

Ein großbürgerlicher Pfarrhaushalt (H.20.)

Frau Bar. wurde 1930 in Frankfurt-Sachsenhausen als Tochter eines evangelischen Pfarrers geboren. Sie lebte zusammen mit ihren Eltern, ihren sechs Geschwistern, einem Kinder- und einem Hausmädchen in einem großen Pfarrhaus mit "vielen Zimmern", das ein ehemaliges Sanatorium war. Zusätzlich zu dem im Haus lebenden Personal hatte die Familie noch eine Waschfrau, eine Frau, die zum Strümpfestopfen kam, und eine Schneiderin. Durch Besuche bei anderen Kindern war ihr deutlich geworden, "daß wir fast Privilegierte waren".

Das Badezimmer des Hauses war ca. 16 - 20qm groß, hatte eine Wanne, ein Doppelwaschbecken und fließend warmes Wasser, das von der Koks-Zentralheizung des Hauses kam. Auf jedem Stockwerk gab es ein separates WC, und in einigen Kinderzimmern noch einzelne Waschbecken mit kaltem Wasser. Die Küche besaß ein großes Spülbecken aus weißer Keramik, ebenfalls fließend warmes Wasser und einen "Riesengasherd" mit sechs Flammen und zwei Öfen.

In der Woche wuschen sich die Kinder morgens an dem großen Waschbecken im Bad bzw. an den kleinen Waschbecken in ihren Zimmern. Die Mutter achtete sehr darauf, "daß die Händchen stets gewaschen waren" und daß die Kinder pünktlich zu den festgesetzten Essenszeiten erschienen. "Es gab von so und soviel und bis so und soviel Essen, danach gab es nichts mehr." Außerdem hatten die Kinder ab ihrem sechsten Lebensjahr noch Verpflichtungen bei der Hausarbeit. So mußten sie nach den Mahlzeiten beim Spülen helfen.

Jeden Samstag wurde gebadet. Es kamen immer zwei Kinder zusammen in die Badewanne. Für die nächsten wurde frisches Wasser eingelassen.

Für die Wäsche, die an drei Tagen jeden Monats gewaschen wurde, kam eine Waschfrau ins Haus. Die Wäsche wurde, nach Farben getrennt, in großen Zinkbadewannen eingeweicht und dann am nächsten Tag ausgewaschen.

1.2. Die sanitär-technische Ausstattung im historischen Kontext

Unsere sechs Haushalte machen beispielhaft deutlich, daß in den 20er und 30er Jahren die historischen Prozesse der Einhausung, der wohnungsräumlichen Privatisierung, der wohnungsräumlichen Ausdifferenzierung und der Technisierung des häuslichen Wassers bzw. der häuslichen Wassernutzungen in den großen Städten entweder gerade erst beendet worden waren oder gerade erst begonnen hatten.

Der Prozeß der Einhausung der Fäkalfunktionen (Gleichmann 1979) war gerade erst beendet worden. Obwohl noch nicht alle städtischen Häuser an die Kanalisation angeschlossen waren, berichten unsere Gesprächspartner durchgängig von eingehausten Plums Klos oder WC. Erweitert man den Prozeß der Einhausung auch auf das Trinkwasser, so steht in allen unseren Haushalten zumindest in der Küche ein Trinkwasserhahn zur Verfügung. Daß in einer Kleinstadt gerade erst die Einhausung, aber noch nicht die wohnungsräumliche Privatisierung des Trinkwassers vollzogen worden war, zeigt die Geschichte von "Minna K. an der Wasserleitung" (H.19.).

Daß wir in allen Häusern Toiletten und zumindest in allen Küchen einen Trinkwasserhahn vorgefunden haben, heißt jedoch nicht, daß auch alle anderen reproduktiven Wassernutzungen schon eingehaust waren. So wird in manchen Haushalten die Wäsche noch außerhalb des Hauses in separaten Gebäuden im Garten oder im Hof gewaschen (H.22., H.4.B).

Der gerade erst abgeschlossenen Einhausung der Fäkalfunktionen, des Trinkwassers bzw. der anderen häuslichen Wassernutzungen steht der Prozeß der modernen Aushausung der Körper- und der Wäschepflege gegenüber. So gibt es in den großen Städten öffentliche Wannenbäder (H.4.B), man lernt das Duschen in öffentlichen Einrichtungen oder politischen Vereinigungen kennen (H.4.A, H.19., H.21.), oder kann über eine Sozialstation mit moderner Waschküche verfügen (H.21.).

Der Prozeß der Einhausung setzt sich historisch als wohnungsräumlicher Privatisierungsprozeß fort, der ebenfalls noch nicht abgeschlossen ist. So schildern unsere Gesprächspartner die Plums Klos oder WC auf dem halböffentlichen Zwischenstock der großstädtischen Häuser (H.22., H.4.A, H.4.B, H.18) oder die Waschküche im Keller des Hauses (H.4.A).

Die räumliche Ausdifferenzierung der Wohnungen wird in den 20er und 30er Jahren ebenfalls gerade erst eingeführt. In einigen Haushalten gibt es noch kein Badezimmer (H.22., H.4.A, H.4.B), in anderen nur das "Frankfurter Bad" (H.18.).

Mit der räumlichen Ausdifferenzierung der Wohnungen geht die Technisierung der Warmwasserzubereitung einher, die ebenfalls gerade erst begonnen hat. Wo noch kein Badezimmer existiert, wird auf dem Küchenherd warmes Wasser produziert (H.22., H.4.A). Ist ein Badezimmer vorhanden, dann muß meistens noch ein Kohlebadeofen angeheizt werden (H.18., H.4.A, H.19.). Einen Gasdurchlauferhitzer oder eine zentrale Heiz- und Warmwasseranlage weisen nur einige Wohnungen auf (H.18., H.19., H.21., H.20.).

Diese sanitär-technische Situation zeigt nicht nur den wassertechnischen Stand der 20er und 30er Jahre, sondern stellt auch den materiellen Hintergrund für einige Wasserbedeutungen dar.

1.3. Zu einigen historischen und lebensgeschichtlichen Wasserbedeutungen und ihren Veränderungsspielräumen

Im Haushalt erscheint das Wasser immer in unterschiedlicher Form, zum Beispiel als Spül-, Bade-, Wasch-, Koch-, Reinigungs-, Trink- oder Abwasser. Diese unterschiedlichen Erscheinungsformen des Wassers haben mit den unterschiedlichen häuslichen Wasserfunktionen zu tun, auf die sich die Intentionalität der Menschen richtet. Neben seinen funktionalen Erscheinungsformen hat das Wasser im Haushalt auch technische Erscheinungsformen. So erscheint es als "Wasser aus der Leitung" - im Gegensatz zum "Wasser aus dem Brunnen" -, oder als "Wasser aus dem Gasdurchlauferhitzer". Zusätzlich erscheint es noch in unterschiedlichen physikalischen Formen, so zum Beispiel als kaltes oder warmes, kochendes oder dampfendes Wasser.

Aufgrund dieser lebensweltlich-intentionalen Wasserdifferenzierungen muß bei der Interpretation der häuslichen Wasserbedeutungen von den unterschiedlichen Erscheinungsformen des Wassers ausgegangen werden. Es muß also immer danach gefragt werden, was welches intentional differenzierte, und das heißt: konkretisierte, Wasser bedeutet. An den Veränderungen der konkreten Wasserbedeutungen ist dann der jeweilige kulturelle Wandel ablesbar, der Spielraum, in dem sich zu einer bestimmten Zeit die konkreten Wasserbedeutungen bewegen. Im folgenden werden vor allem diejenigen historischen und lebensgeschichtlichen Wasserbedeutungen dargestellt, die sich in den 20er und 30er Jahren auf das technische und auf das körperpflegende Wasser beziehen. Dabei signalisiert das Wort "zwischen" den damaligen kulturellen Veränderungsspielraum.

Das warme Wasser:

Zwischen Arbeit und Bequemlichkeit

Bei den Schilderungen des Wasseralltags der 20er und 30er Jahre ist erst einmal die durchgängige explizite Differenzierung in kaltes und warmes Wasser, überhaupt in Kälte und Wärme, auffällig. Was bedeutet nun das warme Wasser? Zuerst einmal ARBEIT. Daß es sich hier um Arbeit handelt, wird oft erst bei einer eingetretenen Veränderung bewußt. So zum Beispiel dann, wenn nach einem Umzug wieder "Kohlen hochgeschleppt" werden müssen (H.19.), oder Herr B. (H.4.B) von der Erleichterung des öffentlichen Wannenbades berichtet. Durch Umzüge, die technische Verbesserungen oder auch technische Rückschritte mit sich bringen können, oder auch durch den Vergleich mit anderen Haushalten (H.21., H.20.) haben unsere Gesprächspartner den Wegfall der Arbeit und das, was mit einer positiven Bewertung an ihre Stelle tritt, kennengelernt: die BEQUEMLICHKEIT.

Das technische Wasser:

Zwischen implizierter Gegebenheit, sozialem Aufstieg und gesellschaftlichem Fortschritt

Die Bequemlichkeit - wird sie nicht durch die Arbeitsleistung von Dienstboten hergestellt -, hängt mit der außerhäuslichen und innerhäuslichen Wassertechnik zusammen, die Arbeit substituiert. Ist ein bestimmter Stand der Technik eine Selbstverständlichkeit geworden - und sei es auch nur der Wasseranschluß in der Küche -, dann bedeutet er nicht mehr, aber auch nicht weniger, als eine alltägliche GEGEBENHEIT, die in der reproduktiven Praxis der Haushalte IMPLIZIERT (Bourdieu 1979) ist. Sowohl die Tatsache, daß Technik Arbeit substituiert, wie auch die Tatsache, daß sie überhaupt gegeben ist, wird vom alltäglichen Bewußtsein also nicht mehr registriert, wenn die Technik zum impliziten Bestandteil der alltäglichen Reproduktion geworden ist.

Doch zum Beispiel der vergleichende Blick hinein in andere Haushalte (H.22., H.21., H.20., H.4.A, H.19.) zeigt, daß die Technik sich entwickelt und noch andere Möglichkeiten der Bequemlichkeit und der Substitution bereithält. Dabei wird auch manchmal deutlich, daß die Nutzung dieser Weiterentwicklung im hierarchischen Gefüge der Gesellschaft steht. Technische Entwicklung symbolisiert so lange soziale Hierarchie, so lange sie noch nicht zur selbstverständlichen Gegebenheit geworden ist. So hat der Vermieter schon elektrischen Strom, während der eigene Haushalt noch Gasbeleuchtung hat (H.22.). So ist eine technische Ausstattung "üblich" - also selbstverständliche Gegebenheit -, eine andere "keinesfalls die Regel" (H.19.). Der Wechsel zu demjenigen technischen Stand, der noch keinesfalls die Regel ist, bedeutet dann, neben allem anderen, auch individuellen bzw. familiären SOZIALEN AUFSTIEG.

Neben der Bedeutung des individuellen bzw. familiären sozialen Aufstiegs zeigen unsere Interviews auch noch eine dritte Bedeutung der Wassertechnik, die man als kollektiven Aufstieg oder auch als GESELLSCHAFTLICHEN FORTSCHRITT bezeichnen kann. An diesem kann das Individuum als Gesellschaftsmitglied teilhaben, auch ohne daß der eigene Haushalt über die entsprechenden Objekte verfügt. Ganz besonders deutlich wird dies an dem noch heute lebendigen Stolz über die eigene moderne Schule (H.19.).

Das Baden:

Mütterliche Fürsorge und Zuwendung, ganzer Körper, familiäre Gemeinschaft und rituelle Passage

Die Kinder, die unsere Gesprächspartner in den 20er und 30er Jahren waren, haben weder die Arbeit der Warmwasserzubereitung gemacht, noch die wassertechnischen Anlagen bedient. Beides ist für sie getan worden, und zwar, dies ist das wahrscheinlichste, von ihren Müttern. Der Raum, wo das warme Wasser hergestellt und als Badewasser genutzt wurde, war noch sehr oft die Küche, was wiederum auf die Mutter verweist. Säuglinge und Kleinkinder werden, damals wie heute, gebadet, und zwar in der Regel von ihren Müttern. Auch wenn hier keine verbalisierbaren Erinnerungen vorliegen, muß man dennoch davon ausgehen, daß das Baden mit der frühkindlichen Bedeutung der MÜTTERLICHEN FÜRSORGE und ZUWENDUNG verknüpft ist. Diese bezieht sich beim Baden auf den GANZEN KÖRPER, wie überhaupt das Baden den ganzen Körper betrifft, sensibilisiert und bedeutet. Hier haben wir die erste lebensgeschichtliche Wasserbedeutung, die, zumindest für das 20. Jahrhundert, durchgängig ist.

Im Gegensatz zu dieser frühkindlichen Wasserbedeutung wird die familiäre Gemeinschaft, in der das meistens noch arbeitsaufwendige Baden stattfand, gut erinnert. Es badete immer "die ganze Familie" (H.18., H.4.B, H.19., H.21., H.20.), gleichgültig, ob man das Wasser auf dem Küchenherd warm machen mußte oder über eine zentrale Heißwasseranlage verfügte, gleichgültig, ob man zu Hause badete oder ins öffentliche Wannenbad ging, gleichgültig auch, ob man alleine oder mit Geschwistern in der Wanne lag. Daß das Baden FAMILIÄRE GEMEINSCHAFT bedeutet, unterliegt in den 20er und 30er Jahren keinem erkennbaren kulturellen Wandel.

Was sich in diesem Zeitraum ebenfalls nicht wandelt, ist der gleichbleibende allwöchentliche Badetag. Überall wird am Samstag gebadet. Dieser Tag steht, nach der christlichen und nach der modernen Zeitökonomie, zwischen der Arbeitswoche und dem arbeitsfreien Sonntag, zwischen Alltag und Feiertag. Das samstägliches Baden beendet die Woche und beginnt den Sonntag, trennt und verbindet zugleich Alltag und Feiertag. Gemeinsam begeht die Familie diesen Übergang durch Baden, was dem Baden auch noch die Bedeutung einer RITUELLEN PASSAGE verleiht.

Das Waschen (mit kaltem Wasser):

Alltag, mütterliche Sauberkeitserziehung, segmentierter Körper und Sozialisation

Häufig findet in den 20er und 30er Jahren das Waschen noch mit kaltem Wasser statt. Akzentuiert und bedeutet das Baden in warmem Wasser den rituellen Übergang von den Wochentagen zum feiertäglichen Sonntag, so akzentuiert und bedeutet das Waschen (mit kaltem Wasser) für Kinder und Erwachsene den ALLTAG. Für Kinder, und hier nähern wir uns der zweiten lebensgeschichtlichen Wasserbedeutung, besteht ein Großteil ihres Alltags darin, erzogen zu werden. Die Erziehung zur Sauberkeit gehört spätestens seit dem 19. Jahrhundert zum unhintergehbaren Erziehungsprogramm, und ist aufs engste mit dem Waschen verknüpft. Die Mutter achtet darauf, daß besonders der Hals gewaschen wird (H.19.), oder daß stets "die Händchen gewaschen werden" (H.20.). Waschen mit (kaltem) Wasser bedeutet für Kinder also SAUBERKEITSERZIEHUNG. Diese wendet sich immer einzelnen Körperteilen zu, bedeutet und akzentuiert also den SEGMENTIERTEN KÖRPER. Der Sinn dieser Erziehungsform ist die SOZIALISATION des Individuums.

Das Duschen:

Zwischen moderner Öffentlichkeit, außerfamiliärer Gemeinschaft und Privatheit

In den 20er und 30er Jahren ist das Duschen in den Privathaushalten noch kaum verbreitet. Bei der sanitär-technischen Ausstattung unserer Haushalte wird eine Dusche nur zwei Mal genannt, und zwar von Herrn Sch., der in der modernen May-Siedlung aufgewachsen ist (H.21.), und von Frau B. (H.4.A), die in eine "bessere Wohngegend" gezogen war. Wir können davon ausgehen, daß in den 20er und 30er Jahren das Duschen als sehr MODERN galt, wie auch der Sport, mit dem es oft einhergeht. Diese moderne Form der Körperpflege lernte man vor allem außerhalb der Wohnung kennen, und zwar in öffentlichen Institutionen und Einrichtungen, wie zum Beispiel in der modernen Schule von Frau D. (H.19.), die von ihr auch als avantgardistisch bezeichnet wird, oder im Hallenbad, von dem Frau B. (H.4.A) berichtet. Das Duschen ist zu Beginn also auch mit der außerhäuslichen ÖFFENTLICHKEIT verbunden. Die öffentlichen Einrichtungen werden entweder individuell aufgesucht oder gemeinsam genutzt, sei es im Rahmen schulischer Sportaktivitäten (H.19.) oder des BDM-Sports, den Frau B. mitmachte oder mitmachen mußte. Lebensgeschichtlich befinden wir uns hier in der Phase der Jugend, die die AUßERFAMILIÄRE GEMEINSCHAFT aufsucht, womit eine zweite Bedeutung des Duschens für die 20er und 30er Jahre genannt ist, die den Gegenpol zur familiären Gemeinschaft des Badens bildet. Nur in Ausnahmefällen, wie in dem der May-Siedlung, gehört in den 20er und 30er Jahren das Duschen zur PRIVATHEIT der eigenen Wohnung.

Die Toilette:

Zwischen Halböffentlichkeit und Privatheit,

leiblich-seelischer Unannehmlichkeit und leiblich-seelischem Wohlbefinden

In den 20er und 30er Jahren befindet sich die Toilette noch sehr oft auf dem Zwischenstock. Der Gang dahin bedeutet, sich aus der Privatheit der Wohnung in die HALBÖFFENTLICHKEIT des Hauses zu begeben. Dies wird von einigen unseren Gesprächspartnern in der Erinnerung als eine Zumutung beschrieben. Der Gang nach draußen ist "umständlich", weil man sich immer anziehen muß, da man ja wem begegnen könnte (H.4.A), draußen ist es dunkel oder kalt (H.22., H.4.A), die Nähe der Toilette zur Wohnung wird als "Annehmlichkeit" (H.4.B) bezeichnet. Darüber hinaus verbinden sich in der Erinnerung die Plumsklos selbst mit den Zumutungen der Kälte, des Gestanks und der Angst (H.22., H.4.A). Dieses Konglomerat aus unangenehmen Erlebnissen und Gefühlen betrifft körperliche und seelische Empfindungen zugleich. Beide bedeuten nicht gerade Pein, aber immerhin LEIBLICH-SEELISCHE UNANNEHMLICHKEIT. Wir befinden uns offensichtlich in einer Zeit, wo das, was früher als selbstverständliche Gegebenheit hin- oder angenommen wurde - um mit Bourdieu zu sprechen: impliziert war -, nun negativ bewertet wird und sich in Unannehmbares verwandelt. Die Beendigung dieser unannehmlich gewordenen Situation erfolgt durch die Eingliederung der Toilette in die Wohnung, die deren PRIVATISIERUNG bedeutet, die mit LEIBLICH-SEELISCHEM WOHLBEFINDEN verknüpft ist.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die sanitär-technischen Veränderungen in den 20er und 30er Jahren zu neuen Bedeutungen des häuslichen Wassers führen, die einen kulturellen Wandel der technischen Wasserbedeutungen in Richtung Bequemlichkeit, Privatheit und individuellen bzw. gesellschaftlichen Fortschritt erkennen lassen. Die Veränderungen der häuslichen Sanitärverhältnisse gehen in den 20er und 30er Jahren jedoch noch nicht einher mit Veränderungen der Praktiken der wasserbezogenen Körperpflege und deren leiblich-seelischen (mütterliche Fürsorge und Zuwendung, ganzer bzw. segmentierter Körper, Wohlbefinden), familiären (familiäre Gemeinschaft) und sozialen Bedeutungen (Sauberkeitserziehung, rituelle Passage, Alltag). Was sich in dieser Zeit aber schon ankündigt, ist eine neue Form der Körperpflege. Das Duschen wird in den 20er und 30er Jahren vor allem in öffentlichen Einrichtungen und Institutionen kennengelernt und eingeübt. Mit ihm sind zu dieser Zeit die Bedeutungen Modernität und außerfamiliäre Gemeinschaft verbunden. Lebensgeschichtlich akzentuiert das Duschen die Phase der Jugend, während das Baden die Phase der frühen Kindheit und das Waschen die Phase der kindlichen Erziehung und Sozialisation akzentuieren. Diese spezifischen Verbindungen zwischen den Formen der Körperpflege und den lebensgeschichtlichen Phasen Wasser sind nicht nur für die 20er und 30er Jahre zu beobachten. Sie können als allgemeingültig für das ganze 20. Jahrhundert angesehen werden.

2. Die Kriegs- und Nachkriegszeit als Kontinuität und kultureller Bruch

2.1. Fortschreibung der kleinen Phänomenologie: Die neuen Wassererfahrungen innerhalb und außerhalb der Haushalte

Ein Arbeiterhaushalt und seine Fortsetzung (H.22.)

Frau L., die 1920 als Tochter eines Drehers in Frankfurt-Sossenheim geboren worden war, machte ab 1937 eine kaufmännische Lehre im Betrieb ihres Vaters und begann 1940, dort zu arbeiten. Im gleichen Jahr fielen die ersten Bomben auf Höchst, "das waren Bömbchen". Die großen Angriffe kamen in den Jahren 1943/44. Weil die Wasserleitungen zerstört waren, mußte die Familie für einige Tage Wasser von einer Quelle im Stadtpark holen. 1944 heiratete Frau L. einen Soldaten und wurde schwanger. Ihr Mann kam 1945 aus dem Krieg und wohnte ebenfalls bei ihren Eltern in der 2-Zimmer-Wohnung. Für sie war das "sehr beengt", während er erst einmal "froh war, überlebt zu haben."

1948/49 wurde das Haus an die Kanalisation angeschlossen, das Plums klo im Zwischenstock in ein WC verwandelt. Der Hausbesitzer hatte zu dieser Zeit schon ein WC in der Wohnung.

"Dann kamen die Fortschritte mit Riesenschritten." 1959 zog die neue Kleinfamilie im gleichen Haus um, in eine 4-Zimmer-Wohnung mit Badezimmer. Jetzt gab es eine Badewanne, ein Waschbecken und einen Gasdurchlauferhitzer. 1968 kommt auch das WC in die Wohnung, "dafür fiel die Speisekammer weg." Für Frau L. waren diese Verbesserungen zwar "mit Dreck" aber auch mit neuer "Bequemlichkeit" verbunden. In den 70er Jahren bauten Herr und Frau L. in der Nähe ein eigenes Haus, in dem sie aber nicht wohnen, da Frau L. in ihrem Geburtshaus bleiben will, wo sie noch heute mit ihrem Mann lebt.

Ein Handwerkerhaushalt und seine Fortsetzung (H.18.)

Herr S., der 1928 als Sohn eines Gas- und Wasserinstallateurs in Frankfurt-Sachsenhausen geboren worden war, studierte in den 50er Jahren in Köln Gesundheitsingenieurwesen, trat in den Betrieb seines Vaters ein und heiratete 1954. Nach der Hochzeit zog er mit seiner Frau in das zweite Sachsenhäuser Haus, das seiner Familie gehörte. Dieses war während des Krieges abgebrannt und Ende der 40er Jahre wieder neu aufgebaut worden. Den Kohlebadeofen und die Kohleöfen in den Zimmern empfand Herr S. jedoch als nicht "berufsstandesgemäß", und so baute er in seine neue Wohnung eine Etagencentralheizung mit Warmwasseraufbereitung ein. Ein Elektronachtspeicherofen lieferte im Sommer heißes Wasser. Diese Anlagen waren "teuer aber notwendig", da die Familie zwei kleine Kinder hatte. Nun stand das warme Wasser "kontinuierlich zur Verfügung" und wurde "gewiß auch intensiver genutzt", denn "wenn so etwas da

ist, wird es genutzt, wenn man Lust dazu hat." Da die Familie in den 50er Jahren sparen mußte, wurde der Elektronachtspeicherofen jedoch nur am Wochenende angestellt. "Warmwasseraufbereitung ist ja keine billige Angelegenheit". Die kontinuierliche Verfügung über warmes Wasser wurde von Herrn S. erst einmal als "Luxus", später dann als alltägliche Lebensqualität empfunden.

Ebenfalls in den 50er Jahren begann ein anderer "Luxus": das Trinken von Mineralwasser. Herr S. ist der Auffassung, daß zu Beginn der 50er Jahre, als der Wasserbedarf stieg, die Reinhaltmaßnahmen beim Trinkwasser nicht gleich entwickelt waren wie heute, so daß damals das Trinkwasser eine schlechtere Qualität hatte.

Obwohl es an der Badewanne eine Brause gab, entwickelte sich das tägliche Duschen "erst im Laufe der Jahre". "Mit zunehmendem Alter" und verbesserter finanzieller Situation der Familie, stieg auch der "Bedarf an Lebensqualität", die man sich jetzt "leisten" konnte. Ausdruck der verbesserten finanziellen Situation ist auch der Bau eines eigenen Hauses, in das die Familie 1962 zog.

Zwei Leipziger Bürgerhaushalten -
ein Frankfurter Ingenieurhaushalt (H.4.A/H.4.B)

Herr und Frau B., die beide in Leipzig aufwuchsen, lernten sich Ende 1946 im Unternehmen Loewe Opta kennen, wo er als Elektroingenieur arbeitete und sie als Arbeiterin beschäftigt war.

Kurz vor Ausbruch des Krieges hatte Herr B. (H.4.B) noch drei Semester Elektrotechnik studiert, bevor er 1940, mit 19 Jahren, zum Arbeitsdienst eingezogen wurde. Er kam für drei Monate nach Warschau, wo er zuerst in einer Feldscheune lebte und Baracken zusammenbaute. Die Latrine befand sich auf dem Feld bestand aus einem ausgehobenen Graben mit einem darübergelegten Kantholz. Trink- und Waschwasser bekamen sie von einem Wasserwagen. Das Waschen war "schwierig" und eine Sauberkeitserziehung fand nicht statt. "Eher wurde man heruntergezogen." Gleich nach dem Arbeitsdienst kam er in eine deutsche Kaserne, schlief dort in 6-Mann-Zimmern und wusch sich in Waschräumen, die Duschen, kaltes Wasser und lange Waschbecken hatten. Im Gegensatz zum Arbeitsdienst wurde hier auf die Einhaltung von Sauberkeit, Ordnung und Pflichten geachtet, die die "äußere Erscheinung" betrafen: Die Soldaten mußten die Fingernägel vorzeigen, ordentlich gekämmt sein, kurze Haare haben, ordentliche und saubere Uniformen anhaben, gewaschen sein - "Sie Schwein, Sie stinken" war eine der häufigsten Beschimpfungen -, und im Reinigungsdienst die Räume putzen - "man konnte vom Fußboden essen". "Manches ist hängengeblieben", meint Herr B. heute.

Zwischen 1941 und 1945 war Herr B. an verschiedenen Fronten und immer wieder in deutschen Kasernen zur Funkerausbildung. 1945 kam er in amerikanische Gefangenschaft nach Bad

Kreuznach, wo 240 000 Gefangene auf offenem Feld zu überleben versuchten. Er konnte sich nicht waschen, nicht rasieren, seine Kleider nicht wechseln. Er stank und "es war furchtbar". Mit seinem Mantel und einer Decke schützte er sich vor der Kälte. Die Gefangenen wurden nach Bingen gebracht "und wer schlappmachte, wurde erschossen. Das ist ein eindeutiger Verstoß gegen die Genfer Konvention." Nach einer Prüfung erhielt er einen Entlassungsschein und ging zurück nach Leipzig, wo er seine Frau kennenlernte.

Frau B. (H.4.A), 1926 geboren, absolvierte 1943/44 ihr Pflichtjahr und erlebte "Waschtage in der Gemeinschaft". Im Verlauf dieses Jahres machte sie, die als Einzelkind aufwuchs, ihre "ersten menschlichen Erfahrungen". Nach Leipzig zurückgekehrt, erlebte sie die Bombardierungen der Stadt und die Zerstörung der Wasserleitungen. Man holte das Wasser mit Eimern vom Wasserwagen oder von den Hydranten. Das häusliche Wasser wurde "gelegentlich" auch zu "Löschwasser umfunktioniert". Das samstägliche Baden konnte nicht mehr "durchgehalten" werden. Gewaschen hat man sich und die Wäsche, wenn Wasser da war.

Aus Angst, "als Ingenieur nach Rußland abgeschoben zu werden", ging Herr B. 1948 nach München, beantragte Asyl, fand eine Arbeit und mietete ein Zimmer mit kaltem Wasser und Toilette auf dem Gang. 1949 kam Frau B. nach "und wir konnten heiraten". Gleich darauf gingen beide nach Frankfurt, wo sie an der Körnerwiese, "wo Juden zusammengetrieben worden waren", ein "Zimmer" fanden, das durch Schränke abgeteilt war. In der Wohnung befanden sich keine Innenwände mehr. Gewaschen hat man sich im Wintergarten. Nach einigen Wochen fanden sie in Königstein ein möbliertes Zimmer, für ihn eine Arbeit als Elektroingenieur und Frau B. arbeitete bei Radio Braun als Vorarbeiterin. Die Firma besaß sechs Wohnungen in der Hellerhofsiedlung, von denen Herr und Frau B. 1951 eine kauften. Es war eine 2-Zimmer-Wohnung mit Einbauküche, Bad, Gasdurchlauferhitzer und WC. 1954 gingen sie für ein Jahr nach Barcelona, wo Herr B. arbeitete. 1961 bauten sie ein Haus in Frankfurt-Dörnigheim, in dem sie heute noch wohnen. Es besitzt eine Ölzentralheizung und im Garten eine 10 qm große Gegenschwimmanlage, in der die Tochter trainierte. Auf unsere Frage, welche Erfahrungen in den Bau dieses Hauses eingegangen sind, antwortet Herr B., daß er unabhängig werden wollte von Vermietern und anderen Menschen, mit denen er sich arrangieren müßte, und Frau B., daß sie niemals wieder frieren wollte.

Von Berlin in die Sachsenhäuser May-Siedlung "Heimat" (H.19.)

Frau D., die 1921 in einen Berliner Gastwirtschaftshaushalt hineingeboren worden war und durch zwei Umzüge und ihre Köpenicker Schule die Vorteile der modernen Sanitärtechnik kennengelernt hatte, machte 1940 ihr Abitur, schloß eine Ausbildung als technische Zeichnerin ab und arbeitete ab 1941 in einem Ingenieurbüro. Sie erlebte die Bombardierung Berlins, die weder

an ihrer elterlichen Wohnung, wo sie weiterhin lebte, noch an ihrem Arbeitsplatz Schäden verursachte. An beiden Orten funktionierten die Wasserleitungen auch während des Krieges.

1945 flüchtete ihre Firma zuerst nach Thüringen, dann in das Frankfurter Stammhaus. Frau D. mietete in Frankfurt ein Zimmer in einer großen Wohnung, die ein WC für alle, aber kein Bad mehr hatte, da das Bad ebenfalls als Zimmer genutzt wurde. Sie hatte eine Waschschüssel und holte sich, wie die anderen, das Wasser in einem Krug aus der Küche. 1950 heiratete sie und zog 1951 mit ihrem Mann in eine 2 1/2-Zimmer-Wohnung in der Sachsenhäuser May-Siedlung "Heimat". Dort hatten sie ein Bad mit Kohlebadofen, Wanne und WC. Geheizt wurde mit Kannonenöfen, da die zentrale Heizanlage der Siedlung zerstört war und erst 1955 wieder repariert wurde. Ab diesem Jahr hatten sie dann auch wieder fließend warmes Wasser. Für den Wiederaufbau der Siedlung bezahlte das Ehepaar einen Baukostenzuschuß, der ihnen im Laufe der nächsten zwanzig Jahre zurückerstattet wurde.

Vom modernen Angestelltenhaushalt zum unmodernen Lehrerhaushalt (H.21.)

Herr Sch., 1926 in der Niederräder May-Siedlung geboren, wurde 1942 als 16-jähriger zur Flak nach Kelsterbach eingezogen. Dort lebte er in Militärbaracken. Die Waschbaracke verfügte nur über kaltes Wasser und ein Plumpsklo. "Das war aber nicht so wichtig", weil er jede Woche nach Hause gehen und sich dort duschen konnte. Seine Leibwäsche nahm er auch mit. Im Gegensatz zur Hitlerjugend, wo auf saubere Fingernägel und Schuhe geachtet wurde, gab es bei der Flak keine Sauberkeitserziehung. Mit 18 Jahren kam er zur Wehrmacht nach Dänemark. Auch hier war das Waschen "nicht sonderlich wichtig" und Wasser gab es "irgendwie". Aber die Soldaten wurden über Geschlechtskrankheiten und Geschlechtshygiene aufgeklärt. Er sah Filme über die "Schönheit des Körpers". Sehr unangenehm war ihm die Militärunterwäsche, die "alt und kratzig" war. Auch im Sommer mußten lange Unterhosen getragen werden. Ende 1944 wurde er nach Sylt an eine Funkerschule versetzt, wo es "weniger komfortabel" war. Im Januar 1945 kam er auf einen kleinen Stützpunkt an der jugoslawischen Adria. Er lebte in einer beschlagnahmten Wohnung, wo er wieder "gute sanitäre Bedingungen" hatte. Man konnte auf dem Ofen "jederzeit Wasser warm machen".

Im April 1945 kam er in jugoslawische Gefangenschaft, wo es "nur ab und zu Wasser gab", und "ab und zu" ein Wagen mit einer Dampfanlage zur Entlausung kam. Die Kleidung konnte er nicht wechseln und die Entlausung machte sie auch noch kaputt. Er erlebte hier alles als "starke Einschränkung und Überforderung", aber er sah auch, "was wir angerichtet haben", und daß man "nicht viel erwarten konnte", da die Armut im Land offensichtlich war. Er wollte aus seiner Lage "das Beste machen und gesund nach Hause kommen". Die Hygiene war dabei "nicht so wichtig". Einige seiner Kameraden hatten nicht mehr die Kraft, sich zu waschen, die "ließen sich gehen, waren wie Schweine". Auch die, die bei der Arbeit Bummelstreik machten, "ließen sich

gehen". Die, die sich wuschen und arbeiteten, hatten "eine eigene Moral". Zu dieser gehörte auch, daß im Lager Lyrikvorlesungen organisiert wurden. Man hat sich also "nicht generell gehenlassen".

Im Sommer 1946 kam er in ein Jugendlager in der Nähe von Belgrad, wo er "vom Pimpf zum Marxisten umfunktioniert" wurde. Im Herbst 1949 wurde er vorzeitig entlassen, um als Jugendfunktionär nach Berlin zu gehen. Auf der Reise "setzte" er sich in der Nähe von Dachau "ab" und kam im Dezember 1946 in Frankfurt bei seinen Eltern an.

Herr Sch. holte nach dem Krieg das Abitur nach und machte dann zwischen 1948 und 1951 eine Lehrerausbildung an einem Pädagogischen Institut in der Nähe von Frankfurt. Zuerst wohnte er in einem Wirtshaussaal, der in Schlafboxen unterteilt war. Im Hof befand sich ein Wasserhahn mit kaltem Wasser und ein Plumsklo. Gewaschen hat er sich aus einer Schüssel, das war "primitiv wie im Lager", "spielte aber keine Rolle", da er jedes Wochenende zu seinen Eltern fuhr und sich dort warm duschen konnte. Ab 1949 mietete er am Ort ein Zimmer, das ebenfalls nur kaltes Wasser hatte.

Nach seiner Heirat zog er 1953 mit seiner Frau in eine 2-Zimmer-Wohnung im "Trierschen Hof", Frankfurter Innenstadt. Dort hatten sie ein kleines Bad mit Sitzbadewanne, WC und fließend warmem Wasser, das von der Fernheizung kam. Diese Wohnung wurde durch Zuzug der Schwiegermutter zu eng. 1956 zog die Familie in ihre jetzige 4-Zimmer-Wohnung am Main, die der städtischen Aufbau-AG gehört. Die Häuserzeilen am Main in der Nähe des Römers wurden 1953 gebaut. Noch heute befindet sich in der Wohnung von Herrn Sch. die alte sanitäre Ausstattung: Das Badezimmer hat eine freistehende Wanne, eine Handbrause und ein Waschbecken. Die Armaturen sind noch aus den 50er Jahren, das WC ist separat und hat einen alten Spülkasten. In der Küche befindet sich ein Gasdurchlauferhitzer, der auch das Bad versorgt, und ein Gasherd. Herr Sch. hat an der sanitären Ausstattung keine Verbesserungen vorgenommen - mit Ausnahme eines Duschvorhangs -, und wehrt sich heute gegen die Pläne der Aufbau-AG, den alten Spülkasten durch neue Spar-Spülung zu ersetzen. Er findet es ausreichend, beim "kleinen Geschäft" nur "ein bißchen" an der Kordel zu ziehen.

Vom großbürgerlichen Pfarrhaushalt zum Angestelltenhaushalt (H.20.)

Das große Sachsenhäuser Pfarrhaus, in dem Frau Bar., 1930 geboren, ihre Kindheit verbracht hatte, wurde 1944 vollständig durch Bomben zerstört. Wie viele andere Kinder auch, wurde sie in ihrem 14. Lebensjahr evakuiert und kam alleine, ohne eines ihrer sechs Geschwister, nach Lauterbach in den Vogelsberg zu Pflegeeltern. Diese hatten einen Hof und ein Fuhrunternehmen. Die dortige sanitäre Ausstattung erlebte Frau Bar. als "klein und winzig". In der Küche befand sich ein Kohleherd und ein Spülstein mit kaltem Wasser, an dem das alltägliche Wa-

schen stattfand. Gründlich und mit warmem Wasser, das auf dem Herd erhitzt wurde, wurde sich am Samstag gewaschen. Dazu paßte die Frau des Fuhrunternehmers einen Moment ab, an dem die Männer aus dem Hause waren. Die Männer wuschen sich dann später. Die Toilette war an das Haus angebaut worden, hatte eine Wasserspülung und war vom Hausflur aus zu erreichen. Frau Bar. merkt an, daß man von den Schlafzimmern im ersten Stock hinuntergehen mußte.

Im März 1945 verließ Frau Bar. "aus Heimweh" eigenmächtig die Pflegeeltern mit einem der letzten Militärtransporte, die nach Frankfurt fuhren. Dort traf sie ihren Vater, der sie ins Sommerhaus der Familie nach Oberursel schickte, wo auch ihre Mutter war. Kurze Zeit später wurde der Familie von einem befreundeten Bankier in einer Sachsenhäuser Villa eine Wohnung zur Verfügung gestellt. Nach und nach kamen alle Kinder wieder aus der Evakuierung oder der Gefangenschaft zurück. Die zur Verfügung gestellte Wohnung war die Gäste- bzw. Personalwohnung der Villa gewesen. Frau Bar. empfand sie als ähnlich in der Ausstattung wie das Pfarrhaus, nur "etwas kleiner" und "nicht mehr auf dem neuesten Stand". Das Badezimmer war groß, besaß eine Wanne und zwei Waschbecken und bekam warmes Wasser von einem Gasdurchlauferhitzer. Das WC war in der Wohnung in einem separaten Raum untergebracht. Hier lebte sie bis zu ihrer Heirat 1951.

Mit ihrem Mann, der später als Bankangestellter arbeitete, bezog sie im Frankfurter Nordend eine 2-Zimmer-Mansardenwohnung ohne Küche und Bad. In einem Zimmer gab es ein Waschbecken mit kaltem Wasser, einen Gasherd und einen Kachelofen, der auch zum Kochen benutzt werden konnte. Das WC war im Treppenhaus. Für die Hausbewohner gab es noch eine gemeinsame Waschküche, die einen Kohlebadeofen und eine Wanne besaß und in der nach Verteilerplan gewaschen werden konnte. "Auf alle Fälle" war dies ein "Abstieg", aber Frau Bar. und ihr Mann waren "froh, eine Wohnung gefunden zu haben". Die Waschküche nutzte Frau Bar. am Wochenende als Badezimmer für sich, ihren Mann und die beiden Kinder, die 1953 und 1954 geboren wurden. Unter der Woche wusch man sich am Waschbecken, "das war eben halt das ganz Schlimme". Die Hausarbeit machte Frau Bar. abends, wenn die Kinder schliefen und der Mann nicht mehr das zweite Zimmer als Arbeitszimmer nutzte. Weil die Kinder in einem Raum schlafen mußten, in dem auch gekocht wurde, besaß Frau Bar. den Wohnungsberechtigungschein Nr. 1. Doch die neue Wohnung, in die die Familie 1958 einzog, fanden sie durch Freunde.

Es war ebenfalls eine 2-Zimmer-Wohnung, die aber eine Küche hatte. Im Kinderzimmer stand eine Badewanne in einer Nische, in der Küche gab es einen Gasdurchlauferhitzer, der auch warmes Wasser für die Badewanne produzierte, und einen Gasherd. Nun wurden die "Baderituale fließender", weil die Kinder nun nach dem Besuch des Kindergartens "laufend dreckig" waren und jeden Abend gebadet werden mußten. Dazu hat Frau Bar. die Wanne aber nicht ganz voll

gemacht, da sie "schon immer gedacht hat, das ist mein Geld". Die Erwachsenen badeten am Wochenende. Außerdem wurde die Badewanne noch zum Wäschewaschen benutzt. Das Kinderzimmer bekam später noch ein Waschbecken, damit die Kinder "ihre Händchen waschen konnten".

1968, als die Kinder 14 und 15 Jahre alt waren, zog die Familie in eine 4-Zimmer-Altbauwohnung im Nordend, wo Frau Bar. mit ihrem Mann heute noch wohnt. Damals hatte diese Wohnung noch kein Badezimmer, nur ein "Frankfurter Klo", das in die Speisekammer eingebaut war. Später erweiterten sie diesen Einbau zum "Frankfurter Bad", statteten das elterliche Schlafzimmer mit einem Waschbecken aus und bauten eine Gasetagenheizung in die Wohnung ein. Ab dieser Zeit konnten die Kinder "baden und duschen wann sie wollten", nach und nach setzte sich jedoch das Duschen durch.

2.2. Die Männer und das Wasser in der Zeit des Krieges: Wasserbedeutungen im Militär und in der Gefangenschaft

Die sanitäre Situation in den Militärbaracken: Kultureller Bruch und Abwertung

Herr B. (H.4.B), 1921 geboren, und Herr Sch. (H.21.), 1926 geboren, kommen mit 19 bzw. mit 16 Jahren zuerst in eine Feldscheune bzw. in Militärbaracken, wo die sanitäre Situation sich deutlich von dem erreichten Stand in den Städten unterscheidet: Die Fäkalfunktionen sind wieder ausgehaut, das Trink- und Waschwasser wird mit einem Wagen transportiert und steht nur punktuell und in geringen Mengen zur Verfügung, was das Waschen "schwierig" (H.4.B) macht. Diese erste Begegnung mit dem Militär bedeutet einen KULTURELLEN BRUCH, den beide als ABWERTUNG erleben. Herr B. fühlt sich "heruntergezogen", Herr Sch. wertet seinerseits die Abwertung ab und beurteilt diese Situation, wie auch die folgenden, als "nicht so wichtig". Zu dieser Zeit hat er noch die Möglichkeit, am Wochenende nach Hause zu fahren, sich dort mit warmem Wasser zu duschen und seine Leibwäsche von der Mutter waschen zu lassen. Dadurch werden der kulturelle Bruch und die Abwertung abgemildert.

Kollektive Sanitäreanlagen, Waschen mit kaltem Wasser und Duschen in den Kasernen:

Deprivatisierung, Integration in die militärische Gemeinschaft, segmentierter Körper, staatliche Moralerziehung, Disziplinierung

Die kollektiven Sanitäreanlagen, das Waschen mit kaltem Wasser und das Duschen stellen in mehrerer Hinsicht keinen kulturellen Bruch dar. Zum einen kann das Militär auf eine lange Tradition dieser hygienischen Formen zurückblicken (Vigarello 1992), zum anderen war, wie wir gesehen haben, das Waschen mit kaltem Wasser in den 20er und 30er Jahren noch üblich und während der Kindheit mit der Erziehung zur Sauberkeit, die im Militär fortgesetzt wird, eng ver-

bunden. Herr B. schildert die kollektiven Sanitäreinrichtungen: Es gab Waschräume mit Duschen, langen Waschbecken und kaltem Wasser, die, wie auch die Schlafräume, von den Soldaten gemeinsam genutzt und sauber gehalten wurden. Sowohl das gemeinsame Schlafen in den 6-Mann-Zimmern wie auch das gemeinsame Waschen und Duschen in den kollektiven Waschräumen bedeutet eine DEPRIVATISIERUNG und gleichzeitig eine INTEGRATION in die MILITÄRISCHE GEMEINSCHAFT. Während Herr Sch. sich vor allem an die Erziehung zur Geschlechtshygiene erinnert, erinnert sich Herr B. an die Erziehung zur Sauberkeit. Bei beiden Erziehungsformen wird der Körper in einzelne SEGMENTE zerlegt, die besonders akzentuiert werden: das Geschlecht, die Fingernägel, das Haar. Diese militärische Erziehung zu körperlicher und geschlechtlicher Sauberkeit ist nicht abzutrennen von moralischen Tugenden. Zu diesen gehören die eher "äußerlichen" Tugenden der Ordnung, der Dienstfertigkeit und der Pflichterfüllung, und die eher "innerliche" moralische Reinheit, die an ihrem äußeren Gegenpol, der stinkenden schweinischen Unmoral, festgemacht werden kann: "Sie Schwein, Sie stinken" ist eine der häufigsten Beschimpfungen, die die Bedeutung der militärischen Erziehung als MORAL-ERZIEHUNG zeigt. Lebensgeschichtlich ist sie die Fortsetzung der elterlichen Erziehung durch den STAAT. Der Sinn der staatlichen Moralerziehung ist die DISZIPLINIERUNG der jungen Soldaten.

Der Wassermangel in der Gefangenschaft:

Entbehrung, Entehrung und moralisches Überleben

Herr B. ist 24 Jahre alt, als er 1945 in amerikanische Kriegsgefangenschaft kommt, Herr Sch. kommt 1945 mit 19 Jahren in jugoslawische Kriegsgefangenschaft. Beide berichten von einem eklatanten Wassermangel. Dieser bedeutet nicht nur körperliche ENTBEHRUNGEN, sondern der Wassermangel und seine körperlichen Folgen (Ungewaschenheit, Unrasiertheit, Stinken, Läuse) werden auch mit persönlicher moralischer Bedeutung versehen, die als ENTEHRUNG bezeichnet werden kann. Der drohenden Entehrung der Person, die über ihre Abwertung hinausgeht und von Herrn Sch. als leiblich-seelisches "Gehenlassen" beschrieben wird, wird das MORALISCHE ÜBERLEBEN entgegengesetzt, das an der Aufrechterhaltung des Waschens, der Arbeitsmoral und der Bildung festgemacht wird. Ist die mit Sauberkeit verknüpfte Moralerziehung in der Kaserne fremdbestimmt, so zeigt sich hier eine personale selbstbestimmte Moral, die ebenfalls mit den reinigenden Funktionen des Wassers verknüpft ist.

2.3. Die Frauen und das Wasser in der Zeit des Krieges: Wasserbedeutungen innerhalb und außerhalb der Haushalte

Die Zerstörung der städtischen Wassertechnik und der städtischen Häuser:

Kultureller Bruch, Arbeit, Deprivatisierung, Gefahr, kommunale Sorge und Evakuierung aufs Land

Die Zerstörung der städtischen Wasserleitungen nimmt zeitweilig den Prozeß der Einhausung bzw. der Privatisierung des Trinkwassers zurück, und bedeutet insofern einen KULTURELLEN BRUCH. Für einige Tage oder auch für länger muß jetzt wieder das Trinkwasser von draußen in die Haushalte hineingeholt werden, sei es von einer Quelle im Stadtpark (H.22.), von Wasserwagen oder von Hydranten (H.4.A). Die durch Gewalteinwirkung erzwungene Aushausung des Trinkwassers bedeutet ARBEIT und DEPRIVATISIERUNG, signalisiert und symbolisiert aber auch die GEFAHR, der die Bewohner der Stadt ausgesetzt waren. Daß trotz dieser Gefahr die kommunale Wasserversorgung nicht ganz aufhört, zeigen die eingesetzten Wasserwagen und die Hydranten, die die SORGE der KOMMUNALEN Behörden erfahrbar machen und bedeuten. Betrifft die Zerstörung das eigene Haus (H.20.), dann bedeutet sie u.a., daß die Stadt verlassen werden muß, also die EVAKUIERUNG AUFS LAND.

Das häusliche Wasser in der Zeit des Krieges:

Zwischen Kontinuität und Unterbrechung,
Regelmäßigkeit und Improvisation

Nicht überall werden die städtischen Wasserleitungen und Häuser zerstört, so daß der erreichte Stand der häuslichen Sanitärverhältnisse und der häuslichen Lebensgewohnheiten auch während des Krieges aufrechterhalten werden kann (H.19.). Dies bedeutet, zumindest was die häusliche Wasserkultur angeht, eine gewisse KONTINUITÄT. Kann wegen Zerstörungen der technischen Anlagen oder der Häuser diese Kontinuität nicht aufrechterhalten werden, dann bedeuten das Holen des Wassers von draußen, das Nicht-"Durchhalten" des Badens, das unregelmäßige Waschen etc. die UNTERBRECHUNG der wasserbezogenen Handlungsverläufe der Vorkriegszeit. Damit können auch die alten Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkschemata, die den Alltag regulierten und zu seinen REGELMÄSSIGKEITEN führten, nicht mehr aufrechterhalten werden. Von den eingetretenen Ereignissen werden die Menschen gezwungen, die Schemata wenigstens zeitweilig zu transformieren. So wird zum Beispiel jetzt das häusliche Trinkwasser zu "Löschwasser umfunktioniert" (H.4.A), was eine neue intentionale Differenzierung des Wassers darstellt, die die prinzipielle Möglichkeit zur IMPROVISATION bedeutet.

2.4. Von der Nachkriegszeit bis in die 60er Jahre: Zu einigen historischen und lebensgeschichtlichen Wasserbedeutungen und ihren Veränderungsspielräumen

Das (kalte) häusliche Wasser in den ersten Nachkriegsjahren:

Deprivatisierung, häusliche Gemeinschaft mit Fremden, Beengung und Abhängigkeit.

Zwischen Verbesserung und Verschlechterung

Von heute aus gesehen stellen die ersten Nachkriegsjahre eine Übergangszeit dar, in der nicht selten die wohnungsräumliche Ausdifferenzierung aufgehoben ist. Dies kann unterschiedliche Gründe haben: Die Wände fehlen (H.4.A/H.4.B), die Wohnung ist überbelegt (H.22., H.4.A/H.4.B), das Badezimmer wird zum Wohnen genutzt (H.19.) oder ein Wirtshaussaal wird in Schlafboxen aufgeteilt (H.21.). Diese Aufhebung der wohnungsräumlichen Ausdifferenzierung hat Folgen für die sanitäre Situation: Man muß sich eine Wasserquelle mit fremden Menschen teilen, sein Wasser in Schüsseln oder Krügen in den eigenen abgeteilten Raum transportieren, sich an nicht abgeschlossenen Orten waschen, kann das Wasser selten warm machen. Dies bedeutet die DEPRIVATISIERUNG des häuslichen Wassers und zugleich die HÄUSLICHE GEMEINSCHAFT MIT FREMDEN. Beides wird als BEENGUNG und ABHÄNGIGKEIT (H.4.B) empfunden.

Obwohl nun wieder beide Geschlechter die sanitäre Lage teilen, wird sie dennoch in den ersten Nachkriegsjahren von beiden unterschiedlich bewertet. Für die aus Krieg und Gefangenschaft heimkehrenden Männer stellt sie eine VERBESSERUNG dar - mit Ausnahme von Herrn Sch. (H.21.), der sich noch in Ausbildung befindet -, während für die Frauen eine VERSCHLECHTERUNG eintritt (H.22., H.4.A/H.4.B, H.19.).

Das technische bzw. das warme Wasser:

Eigener Haushalt, Privatheit und elterliche Sorge.

Zwischen individuellem und kollektivem Wiederaufbau, Luxus, Lebensqualität und implizierter Gegebenheit

Nach der Übergangszeit der ersten Nachkriegsjahre bilden sich wieder wohnungsräumlich abgeschlossene und ausdifferenzierte Haushalte (H.22., H.4.A/H.4.B, H.19., H.21., H.20.), die über eine eigene sanitär-technische Ausstattung verfügen. Auf welchem Stand diese auch immer ist, sie ermöglicht die Herstellung warmen Wassers. Das eigene technische bzw. warme Wasser symbolisiert in diesem historischen und lebensgeschichtlichen Moment die Gründung eines EIGENEN HAUSHALTS und die damit einhergehende PRIVATHEIT.

Die allmählichen sanitär-technischen Verbesserungen - Anschluß an die Kanalisation, WC bzw. Badezimmer in der Wohnung, zentrale Warmwasseraufbereitung etc. -, die durch städtische infrastrukturelle Maßnahmen, kollektive Baumaßnahmen in den Siedlungen, individuellen Ein-,

Um- oder Neubau oder durch Umzug erreicht werden, symbolisierten in den 50er und 60er Jahren den INDIVIDUELLEN bzw. KOLLEKTIVEN WIEDERAUFBAU. Auf dieser allmählich geschaffenen Grundlage kann dann die aus den 20er und 30er Jahren bekannte Bedeutungsspirale des technischen Wasser erneut beginnen, die aus implizierter Gegebenheit, sozialem Aufstieg und gesellschaftlichem Fortschritt, der seinerseits wieder zur implizierten Gegebenheit wird, besteht. Was über das allgemein übliche Niveau des implizit GEGEBENEN hinausgeht, erhält jetzt auch die Bedeutung des LUXUS (H.18.), der etwas ist, was man sich gerade noch "leisten" kann. Wird dieser Luxus dann zur implizierten Gegebenheit, wird er jetzt auch als LEBENSQUALITÄT konnotiert.

Was die lebensgeschichtlichen Bedeutungen des häuslichen Wassers betrifft, so ist jetzt zu beobachten, daß das warme Wasser auch mit der SORGE für die nun geborenen KINDER verbunden ist (H.18., H.20.). Diese müssen gebadet werden, womit sich, nun aus der Perspektive von Erwachsenen, der bedeutungsvolle Zusammenhang aus Baden und Fürsorge bestätigt.

Das Baden:

Zwischen familiärem Wochenendritual und Individualisierung

Wie Herr S. berichtet (H.18.), hat er seinen teuren Elektronachtspeicherofen anfänglich nur am Wochenende angestellt. "Warmwasseraufbereitung ist ja keine billige Angelegenheit". Frau Bar. (H.20) kann die kollektive Waschküche, in der ein Kohlebadeofen und eine Badewanne stehen, für ihre Familie und für sich nur am Wochenende nutzen. In beiden Fällen ist das Baden immer noch, wie in der Vorkriegszeit, ein FAMILIÄRES WOCHENENDRITUAL, doch die Motivationslage scheint sich, wenigstens in der Tendenz, geändert zu haben. Ökonomische bzw. sanitär-technische Gründe stehen nun deutlicher im Vordergrund. Mit der Verbesserung der ökonomischen bzw. sanitär-technischen Situation ist dann auch eine Deritualisierung des Badens zu beobachten. In der neuen Wohnung von Frau Bar. werden die Baderituale "fließender", und Herr S. meint, daß die technischen Anlagen, sind sie einmal da, auch "intensiver genutzt werden". Ende der 60er Jahre können Frau Bar.'s Kinder dann baden (und duschen) "wann sie wollen". Immer deutlicher liegt es in der Hand des einzelnen Haushaltsmitglieds, wann es die sanitär-technische Ausstattung der Warmwasseraufbereitung zum Baden nutzt. Dies bedeutet eine allmählich steigende INDIVIDUALISIERUNG des Badens

Das Duschen:

Alltägliche Lebensqualität, ökonomische Verbesserung, Individualität

"Mit zunehmendem Alter" bedeutet die andauernde Verfügung über warmes Wasser für Herrn S. (H.18) nicht mehr Luxus, sondern eine ALLTÄGLICHE LEBENSQUALITÄT. In der glei-

chen Zeit entwickelte sich das Duschen. Da nun nicht mehr gespart werden muß, bedeutet es auch die VERBESSERUNG seiner FINANZIELLEN SITUATION, die es ihm erlaubt, das warme Wasser zu nutzen, "wenn man Lust dazu hat". Wie das Baden, so untersteht auch das Duschen der Entscheidung des Einzelnen und konnotiert dessen INDIVIDUALITÄT.

Je mehr wir uns der Gegenwart nähern, umso dünner wird unser lebensgeschichtliches Material, das wir am Beispiel von sechs Haushalten dargestellt und interpretiert haben. Das heißt, mit anderen Worten, daß wir uns nun, auf der Grundlage aller Protokolle, unseren problemzentrierten Themen und dem Verlauf des gestrigen Tages zuwenden und von dieser Materialbasis aus nach der gegenwärtigen Wasserkultur fragen müssen. Im dritten Teil des Forschungsberichtes werden die diesbezüglichen Forschungsergebnisse vorgestellt werden. Doch bevor dies geschieht, sollen noch kurz die kulturhistorischen und lebensgeschichtlichen Ergebnisse diskutiert und eingeschätzt werden.

3. Diskussion und Einschätzung der historischen und lebensgeschichtlichen Spielräume häuslicher Wasserkultur

Am Beispiel von sechs Lebensgeschichten haben wir die sanitär-technischen Veränderungen und die Veränderungen der wassernutzenden Körperpflege für einen Zeitraum von 50 Jahren rekonstruieren und die damit einhergehenden Bedeutungen interpretieren können. Wie hat sich nun die häusliche Wasserkultur - also die kulturelle Praxis und die Bedeutungen, die ihr zugeschrieben werden -, zwischen 1920 und 1960 bewegt? Wer oder was hat Anstöße zur Bewegung oder gar zur Transformation von häuslichen Wasserpraktiken und Wasserbedeutungen gegeben?

Ein bewegendes Moment war sicherlich die Entwicklung und Implementierung technischer Anlagen. Aus technisch-naturwissenschaftlicher Perspektive ist ein Gasdurchlauferhitzer ein Gerät mit einer bestimmten Funktion, die darin besteht, Wasser warm zu machen. Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive hingegen sind ein Gasdurchlauferhitzer und seine Funktion ein "endlicher Ausschnitt" aus der Wirklichkeit, der mit Bedeutungen und/oder Sinn bedacht wird. Daß überhaupt technische Geräte mit Sinn und/oder Bedeutungen bedacht werden, ist ein Phänomen, das weit über die Wasserkultur hinausweist und der allgemeinen positiven Bewertung bzw.

Wertschätzung von Technik in der modernen Gesellschaft geschuldet ist. Diese allgemeine positive Bewertung hat spätestens im 19. Jahrhundert begonnen und hat sich in den 20er und 30er Jahren ideell und praktisch über die ganze Gesellschaft verbreitet. Praktisch wurden immer mehr technische Anlagen und Geräte in die Haushalte integriert. Ideell wurde mit ihnen nicht nur eine allgemeine positive Bewertung verbunden, sondern auf dieser Grundlage erhoben sich differenzierte intentionale Bedeutungen. Technische Anlagen und technische Geräte symbolisierten sowohl individuellen/familiären sozialen Aufstieg wie auch allgemeinen gesellschaftlichen Fort-

schritt. Mit diesen Bedeutungszuschreibungen erfolgte eine Verbindung zwischen Gesellschaft und einzelnen Haushalten, öffnete sich eine Tür nach draußen, die auch als die Vergesellschaftung der Haushalte begrifflich gefaßt werden kann. Diese, über die Technik vermittelte, Vergesellschaftung hat den häuslichen Wasserbezug erst einmal auf der Ebene der Bedeutungen bewegt. Auf der Ebene der Lebensgewohnheiten der Körperpflege hingegen sind in den 20er und 30er Jahren in den Haushalten noch keine wesentlichen praktischen und ideellen Veränderungen zu beobachten.

Aber bei der außerhäuslichen Körperpflege der 20er und 30er Jahre ist schon die Richtung angedeutet, in der sich ab den 60er Jahren die Praxis auch in den Haushalten verändern wird. Öffentliche Institutionen, Einrichtungen und Organisationen machen das Kennenlernen und das Einüben des Duschens möglich, womit ein zweiter bewegender Faktor genannt ist.

Ist der Zweite Weltkrieg auch ein bewegender Faktor gewesen? Geht man nicht davon aus, daß Bewegung automatisch auch Verbesserung im Sinne von technischer Modernisierung bedeutet, sicherlich. Während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren stagnierte entweder die sanitär-technische Entwicklung, oder sie wurde in relativ vielen Fällen ganz zurückgenommen. Dies betraf vor allem die Einhausung, die Privatisierung und die wohnungsräumliche Ausdifferenzierung des häuslichen Wassers. An ihre Stelle trat, für Männer und Frauen, die Aushausung, die Deprivatisierung und die Versammlung unterschiedlichster Funktionen in einem Raum. Diese Bewegung wurde ohne Ausnahme negativ bewertet. Sie bedeutete einen kulturellen Bruch, Abwertung oder Entehrung der Person, Arbeit, Entbehrung, Gefahr, Gemeinschaft mit fremden Menschen, Beengung, persönliche Abhängigkeit und die Notwendigkeit zur Improvisation, die die eingeübten Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkschemata in Frage stellte.

Diesem Abbau folgte der Wiederaufbau, der selbst keine emphatisch-positiven Bewertungen und Bedeutungen aus sich entließ, aber die Grundlage für solche abgab. Denn nach dem Wiederaufbau werden die aus den 20er und 30er Jahren schon bekannten Konnotationen des technischen bzw. warmen Wassers wiederbelebt und zum Teil umgedeutet. Der eigene soziale Aufstieg bzw. die Verbesserung der eigenen ökonomischen Situation, die u.a. auch von der Sanitärtechnik symbolisiert werden, werden als Erreichung von Luxus gedeutet, und der allgemeine gesellschaftliche Fortschritt als Erreichung von Lebensqualität. Neben der Technik erscheint das ökonomische Wachstum in den 50er und 60er Jahren als bewegender Faktor. Dieses wird jetzt, im Gegensatz zu den 20er und 30er Jahren, ein starker Referent für Bedeutungen.

Die lebensgeschichtlichen Spielräume häuslicher Wasserbedeutungen sind eng mit den körperlichen, seelischen und sozialen Entwicklungsphasen des Individuums verknüpft und beziehen sich u.a. auf unterschiedliche Formen der Körperpflege. Das Baden gehört der frühen Kindheit an. Mit ihm werden mütterliche Fürsorge und Zuwendung und die Wahrnehmung und Integration des ganzen Körpers verbunden. Diese Bedeutungen enden nicht im frühkindlichen Alter,

sondern werden auch später mit dem Baden verbunden bleiben. Dies wird auch dann der Fall sein, wenn sich das Baden deritualisiert und individualisiert.

Das Waschen mit kaltem oder mit warmem Wasser gehört in die Phase des kindlichen und jugendlichen Erzogenwerdens. Sie betont und akzentuiert einzelne Körperteile und den Alltag. Gilt dies auch noch heute für Kinder, so hat das Duschen bei den Erwachsenen tendenziell das Waschen abgelöst und dabei zumindest die Bedeutungen Alltag und individuelle Sozialisation mitgenommen.

Lebensgeschichtlich gesehen gehört das Duschen bzw. sein Einüben auch heute noch in die Phase der Jugend, und ist auch heute noch mit öffentlichen Einrichtungen und Institutionen bzw. mit außerhäuslichen Gemeinschaften verbunden. Was sich jedoch entscheidend gegenüber den 20er und 30er Jahren geändert hat, ist seine Einhausung bzw. Privatisierung, die in den 50er und 60er Jahren begann.

Dritter Teil

Zur gegenwärtigen Wasserkultur

1. Der alltägliche Umgang mit dem Wasser im Haushalt¹

Der erste Kontakt mit dem Wasser findet bereits unmittelbar nach dem Aufstehen statt. Aus dem Schlafzimmer begeben sich die Interviewten ins Bad. Dort duschen sie den ganzen Körper ab, waschen mit Seife und Lappen nur ausgewählten Körperpartien oder spritzen sich wenigstens etwas Wasser ins Gesicht. Die einen spülen damit die benutzte Toilettenschüssel oder die Zahnpasta aus ihrem Mund. Wieder andere können die Spuren der Körperpflege (Seifen- und Zahnpastareste) in den dafür benutzten Becken nicht ertragen und müssen diese abschließend gründlich ausspülen. Das Wegspülen, das Beseitigen von Unerwünschtem, verweist bereits am frühen Morgen auf eine relevante Funktion des Wassers.

Anschließend trinken sie es, es handelt sich immer noch um das gleiche Wasser aus der Leitung, in Form von Tee oder Kaffee zum Frühstück. Dies geschieht, im Gegensatz zu der Intimität der Körperpflege in der dafür funktionalen Räumlichkeit des Bades, meist im Kontext kleinerer oder größerer Primärgruppen. Diese Form des Kontaktes mit dem Wasser findet in der Regel auch weiterhin im Verlauf des Tages statt, entweder individuell oder in kleineren Gruppen.

Die eine Gruppe verläßt nun das Haus mit dem Ziel der Arbeit, andere, überwiegend handelt es sich hierbei um verheiratete Frauen, widmen sich anschließend der sogenannten Hausarbeit. Sie waschen eventuell die Wäsche, sie pflegen die Wohnung und sie Kochen. Legen die nichtberufstätigen Hausfrauen diese Haus-Arbeiten in die späten Vormittagsstunden und den Nachmittag, verteilen Berufstätige diese auf die Abendstunden oder schwerpunktmäßig in das Wochenende.

Mit dem Wasser aus der Leitung werden, soweit nicht auf Regenwasser zurückgegriffen wird, auch die in der Wohnung installierten Blumen gegossen, um diese am Leben zu halten. Als Lebensmittel spielt das Wasser aus der Leitung, aus vielerlei Gründen, schlichtweg keine Rolle (mehr). Das Wasser, das aus Durst getrunken wird, kommt aus der käuflich erworbenen Mineralwasser-Flasche.

Eine weitere Bedeutung gewinnt Wasser erneut im Rahmen der Freizeitaktivitäten in den frühen Abendstunden. Einige unserer Befragten berichten hier über die angenehm empfundenen Aspekte ihres Besuches im Wasserüberfluß von Schwimm- und Freizeitbädern oder das Duschen, welches die negativ bewerteten Konsequenzen körperlicher Reaktionen sportlicher Betätigung wieder beseitigt. Auch wenn sie sich hier an einem anderen Ort als ihrer häuslichen Wohnung befinden, handelt es sich bei dem Wasser weiterhin um dasjenige, welches die kommunalen Wasserversorger über ihre Netze in der Stadt zur Verfügung stellen.

Sämtliche der oben geschilderten Tätigkeiten sind wesentliche Elemente in der Strukturierung des Alltags der Individuen. Sie werden teils unbewußt verrichtet, teils bewußt und geplant angegangen. Und sämtliche dieser Tätigkeiten haben in unterschiedlichem Ausmaß mit Wasser zu tun.

Ist in unseren Interviews der Beginn des Tages stets mit irgendeiner Form des körperlichen Kontaktes mit dem Wasser verbunden, so gilt dies weitaus weniger für sein Ende. Dies hat unseres Erachtens durchaus unterschiedliche Gründe. Einerseits könnte es darauf verweisen, daß Umfang und Intensität der Körperpflege morgens und abends tatsächlich unterschiedlich sind. Es könnte jedoch auch der Erhebungssituation und dem Untersuchungsgegenstand selbst geschuldet sein. So finden sich für den Einstieg in die 'Selbstverständlichkeit' des Alltags durchwegs detailliertere Nennungen als für den späten Nachmittag und die Abendstunden.

Dies muß nicht weiter verwundern, handelt es sich bei diesem Erhebungskomplex um den Alltag der Menschen, also jenen zentralen Lebensbereich, der weitgehend ohne größere kognitive Reflexionen (SOEFFNER 1989) organisiert werden muß. Diese Art von 'Vergessen' ist jedoch nicht ausgesprochen typisch für den Umgang mit dem Wasser, es findet sich ebenso bei anderen, nicht wassergebundenen regelmäßigen Alltagsverrichtungen, wie dem Lesen der Tageszeitung, dem Radiohören, dem Fernsehen uvam.

Auf Grund unserer Nachfragen nach potentiell Vergessenem wurde deutlich, daß diverse Nutzungen von Wasser in den ersten Ausführungen der Befragten fehlten. Besonders ausgeprägt war dies für zwei wesentliche Nutzungen, die offensichtlich derart verinnerlicht sind, daß sie erst auf direkte Nachfragen erinnert werden. Es handelt sich dabei um die häufige Nutzung der Toilette und das nicht minder quantitativ relevante Waschen der Hände. Dies sollte jedoch nicht derart gedeutet werden, daß dies die beiden einzigen Wassernutzungen sind, die vergessen werden. In ihrer Alltagsrelevanz unterscheiden sie sich jedoch deutlich vom Gießen der Blumen, dem Ausspülen von diversen Gefäßen, dem feuchten Abwischen der Arbeitsflächen usw.

Die Tatsache, daß trotz intensivem Nachfragen die Aktivität Toilettennutzung und Händewaschen nicht genannt wird, ist insofern interessant, als gerade erstere zur Darstellung ihres sparsamen Umgangs mit dem Wasser von den Befragten im Verlauf des Interviews *ohne* Stimulanz durch uns fast stets angesprochen wurde.

2. Felder der Wasserbedeutungen

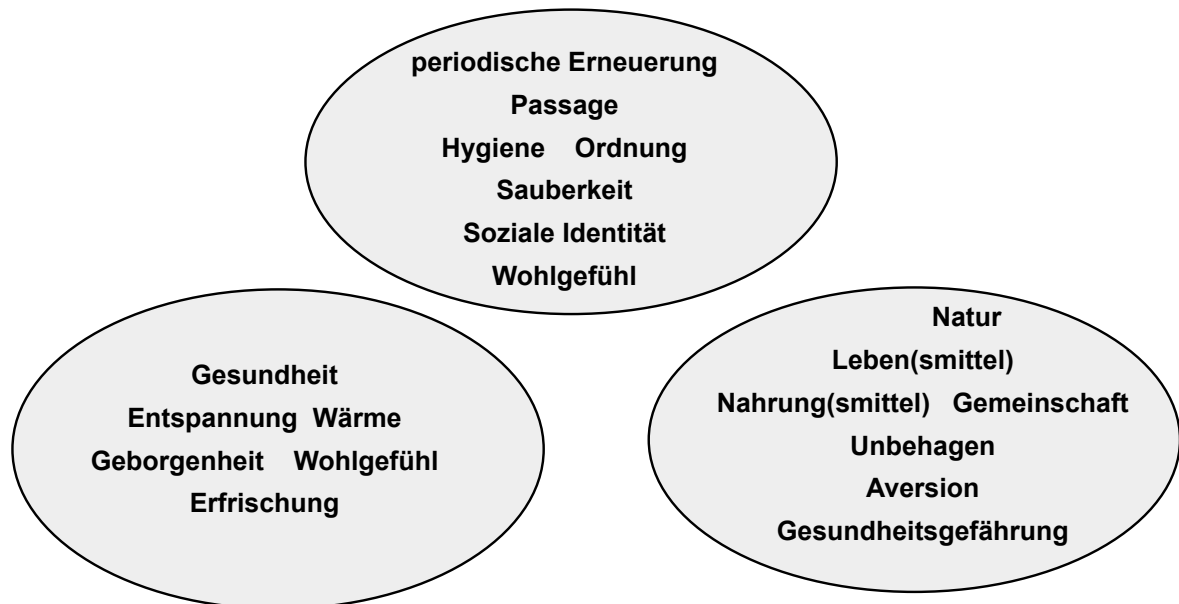
In der aktuellen ökologischen Wasserdebatte scheint das Element nur eine einzige Bedeutung zu haben: Wasser ist eine wertvolle und zudem knapper werdende Naturressource. Aus diesem Grunde muß damit sparsam umgegangen werden. Obgleich es stets das gleiche Wasser ist, welches aus den diversen wohnungsinternen Zapfstellen fließt, dient es, wie in der Alltagsorganisa-

tion bereits skizziert, ausgesprochen unterschiedlichen Funktionen. Man/frau kann es trinken, damit die Wäsche waschen, sich unter der Dusche erfrischen, es als Wannenbad genießen oder schlicht die Fäkalien wegspülen. Ziel unseres Forschungsansatzes ist es, hinter den unterschiedlichen instrumentell-funktionalen Nutzungen des Wassers nach seinen vielfältigen Bedeutungen für die Menschen zu suchen. Einige dieser Bedeutungen können für die handelnden Individuen weitgehend manifest sein, andere dagegen völlig verdeckt.

Die im Folgenden vorgestellten Bedeutungen basieren auf Interviews in ausgewählten Frankfurter Haushalten. 33 Personen beiderlei Geschlechts, unterschiedlichen Alters, Erwerbstätige und nicht Erwerbstätige wurden dazu in themenzentrierten Intensivinterviews befragt. Trotz des quantitativ begrenzten Umfangs der Erhebung und der Konzentration auf den Wohnungsinternen Umgang mit dem Element läßt sich der Anspruch erheben, einen ersten, wissenschaftlich geleiteten Blick auf die Bedeutungen des Wassers in den städtischen Privathaushalten eröffnet zu haben - wenngleich die Ergebnisse umgehend neue und weitere Fragen aufwerfen und somit auf den noch ausstehenden Forschungsbedarf verweisen.

Ein erster Versuch, die Vielfalt der aufgefundenen Bedeutungen des Wassers zu ordnen, soll den Einstieg erleichtern. In den daran anschließenden Abschnitten liegt der Schwerpunkt auf der interpretativen Herausarbeitung der manifesten und der verdeckten Bedeutungen.

Abb. 1: Felder der Wasserbedeutungen



Die Wasserbedeutungen, die wir aus den Intensivinterviews über den Umgang mit dem Wasser in den Haushalten extrahieren konnten, lassen sich grob drei semantischen Feldern zuordnen:

- A. Zum einen handelt es sich um ein Feld, welches im Zentrum die Bedeutungen Sauberkeit, Hygiene und Ordnung aufweist. Zur Her- und Sicherstellung von 'Alltagsstruktur' scheidet

nen diese Bedeutungen ausgesprochen zentral. In einem periodischen Prozeß wird das Ziel der Erneuerung permanent angestrebt. Die Periodik des Prozesses kann durchaus die Funktion der Passage zwischen unterschiedlichen Bereichen des Alltags haben. Nicht in der medizinisch-naturwissenschaftlichen Verengung des Blickwinkels auf die Hygiene, sondern in der angestrebten Einordnung der Individuen in die Ordnung eines übergeordneten Ganzen und des daraus resultierenden Wohlgefühls im Sinne der sozialen Identität, scheinen die nie endenden Anstrengungen einer derartigen Sisyphusarbeit ertragbar zusein.

Nach DOUGLAS geht es bei all dem Putzen, Säubern und Aufräumen nicht um den 'Schmutz' an und für sich. „Schmutz als etwas Absolutes gibt es nicht: er existiert nur vom Standpunkt des Betrachters aus. ... Schmutz verstößt gegen die Ordnung. Seine Beseitigung ist keine negative Handlung, sondern eine positive Anstrengung, die Umwelt zu organisieren. ... Wenn wir gegen den Schmutz ankämpfen, tapezieren, dekorieren und aufräumen, treibt uns nicht die Sorge, wir könnten andernfalls krank werden, sondern wir verleihen unserer Umgebung dadurch, daß wir sie unseren Vorstellungen angleichen, eine neue, positive Ordnung.“ (DOUGLAS 1985, S. 12f.) Gelingt es uns in diesen Reflexionen die Momente der Krankheitsverursachung und der Hygiene aus unserem Sinnieren über den Schmutz auszuklammern, so verbleibt nach Ansicht der Autorin „etwas, das fehl am Platz ist.“ (DOUGLAS 1985, S. 52) Eine derartige Betrachtungsweise verweist auf zweierlei: Einen Komplex geordneter Beziehungen und eine Übertretung der Ordnung. „Wo es Schmutz gibt, gibt es auch ein System. Schmutz ist das Nebenprodukt eines systematischen Ordnen und Klassifizierens von Sachen, ... Diese Vorstellung von Schmutz führt uns direkt in den Bereich der Symbole und verspricht eine Verbindung mit dem Reinheitssystemen, deren Symbolgehalt augenfälliger ist.“ (DOUGLAS 1985, S. 53)

- B. Steht Wasser in dem ersten Feld für das Instrument, mit dem 'Alltagsstruktur' geschaffen wird, so geht es im zweiten um die äußeren körperlich-sinnlichen Erfahrung, die damit gemacht werden. Die Wärme des angewendeten Wassers verweist gerade bei der angestrebten Entspannung oder auch der Gesundheitsprophylaxe auf die enge Verkopplung leiblicher und seelischer Aspekte. Die Eigenschaften des warmen Wassers, den Körper zu umhüllen, ohne daß ein Gefühl der Beengtheit auftritt, schafft hier die Voraussetzung für die Empfindung von Geborgenheit, Sicherheit und Aufgehobenheit als Voraussetzung von Wohlgefühl. Aufgehobenheit in der Bedeutung Gemeinschaft spielt beim außerhäuslichen Wasserkontakt im Schwimmverein oder dem gemeinsamen (Familien)Urlaub eine ebenso wichtige Rolle.

Korrespondiert das warme Wasser mit Geborgenheit, so trifft für das kalte Wasser die Erfrischung zu, eine Bedeutung, auf die wir in unseren Interviews im Zusammenhang mit dem Duschen am Morgen und nach der aushäusigen sportlichen Betätigung gestoßen sind. Mit

der äußeren körperlichen Anwendung hätten wir ein zweites wesentliches Feld des Wasserrumgangs aufgespannt.

- C. Was den inneren körperlichen Kontakt mit dem Wasser in einem dritten Feld anbelangt, so haben wir es mit hier mit zwei unterschiedlichen Wassern zu tun, denen unterschiedliche Bedeutungen assoziiert sind. Zum einen handelt es sich um das in Flaschen käufliche Mineralwasser im Sinne von Lebensmittel. Kohlensäurehaltiges Mineralwasser, Synonym für Natürlichkeit und Lebendigkeit, steht für die beiden Bedeutungen Natur und Leben. Demgegenüber verweist Leitungswasser im Sinne von Lebensmittel auf die Bedeutungen Unbehagen, Aversion und sogar gesundheitliche Gefährdung.

Betrachten wir das gleiche Leitungswasser im Sinne von Nahrungsmittel, so schwinden derartige Bedenken. Wasser, in der Form von Heiß- und Kaltgetränken in der privaten und öffentlichen Geselligkeit von Primär- und Sekundärgruppen konsumiert, scheint hier Gemeinschaft stets neu zu konstituieren: Nahrungsaufnahme als Gemeinschaft konstituierender „objektiver Sinn“ der Alltagsstrukturierung.

3. Manifeste und verdeckte Bedeutungen der aktuellen Wasserkultur

Selbstverständlich reden die Befragten in den Interviews nicht explizit von Nahrungs- und Lebensmittel, sozialer Identität, Hygiene, Passage oder gar Erneuerung. Diese Begriffe sind Produkte analytischer Deutungsarbeit der Äußerungen der Interviewten. In deren Erzählungen, ihren Begründungen und Intentionen, finden sich die dafür elementaren Hinweise. Hierbei lassen sich Hinweise auf verfügbare, manifestere Bedeutungen und eher 'verdecktere' Bedeutungen, die im BOURDIEUschen Sinne für die handelnden Personen nicht präsent sind, unterscheiden. Ihre Herausarbeitung bedarf des kontextuellen Wissens um den historischen Prozeß der Durchsetzung der für diesen Bereich gültigen kulturellen Werte und Normen. Offensichtlicher, da von den Interviewten explizit angesprochen, sind dagegen Bedeutungen wie z.B. Sauberkeit, Wohlfühl, Gesundheit, Naturressource und die Periodik von Reinigungsaktivitäten. In der folgenden Darstellung der Ergebnisse soll mit dieser letzteren Gruppe, den manifesten Bedeutungen, begonnen werden.

3.1 Manifeste Wasserbedeutungen: Subjektive Intentionen und Begründungen der Befragten

Bedeutungen sind keineswegs exklusiv, sondern können in den Äußerungen der Befragten zu einer bestimmten Wasseranwendung durchaus in unterschiedlichen Kombination auftreten. Und zudem können sich hierin Verweise auf verdecktere Bedeutungen finden lassen. Es sind insgesamt sechs manifeste Bedeutungsdimensionen, die in den Interviews eine wichtige Rolle spielen.

1. Sauberkeit
2. periodische Erneuerung
3. soziale Identität
4. begrenzte, wertvolle Naturressource
5. Wohlgefühl
6. Unbehagen, Aversion

3.1.1 Wasser bedeutet Sauberkeit

Wasser und Sauberkeit scheinen in unserem Alltag offensichtlich Synonyme. Die Anwendung von Wasser in der Körper-, Wäsche- und Wohnungspflege scheint, verbunden mit jeweiligen Reinigungsmitteln, intentional ausgerichtet auf die Herstellung von Sauberkeit und Reinlichkeit. Insofern stellt sich die berechtigte Frage, wieso wir uns die Mühe machen, in den Interviews nach mehr oder minder deutlichen Verweisen auf diese offensichtlich evidenten Bedeutungen zu suchen.

Da wir aus früheren Erhebungen wissen, daß z.B. ein Großteil der Kleidung in die Wäsche kommt, ohne daß es dabei um die konkrete Beseitigung von offenkundigem Schmutz oder Dreck geht, so scheint uns die Frage durchaus noch ungeklärt, was bei den vielfältigen Bemühungen Sauberkeit herzustellen, beabsichtigt ist. Wir haben deshalb in den Protokollen unserer Intensivinterviews nach den mehr oder minder expliziten Intentionen und Begründungen für Aktivitäten in den Bereichen Körper-, Wäsche- und Wohnungspflege gesucht. Erstaunlicherweise kommt die Mehrheit der Nennungen von Aktivitäten ohne derartige Begründungen aus.

Wäre die Beseitigung von Schmutz, Schweiß und unangenehmen Gerüchen das relevante Kriterium, so würde man erwarten, daß die Entscheidung, sich oder etwas anderes zu reinigen, jeweils vorher und im Einzelfall geprüft würde: Gibt es sichtbare Flecken auf den Kleidungsstücken, riecht ein bestimmtes Teil z.B. unangenehm nach Kneipenrauch, Schweiß, Kochgerüchen oder dergleichen? Welchen konkret relevanten Anlaß gibt es, den Körper zu reinigen, das Waschbecken im Bad, die Bodenfließen in der Küche? Derartige vorgeschaltete Prüfroutinen werden nur in den aller seltensten Fällen genannt und selbst bei diesen Personen betrifft dies nur einen ausgewählten Teil ihrer Sauberkeitsbestrebungen. Der große Rest der 'Objekte' derartiger Bemühungen wird in einem sich periodisch wiederholenden Rhythmus gewechselt, gewaschen und gereinigt.

Die Tatsache, daß man/frau eben täglich duscht, die Unterwäsche ebenfalls täglich wechselt, die Bettwäsche dagegen alle drei Wochen, die Küche und das Bad wöchentlich gesäubert werden - muß nach unserer Ansicht insofern interpretiert werden, daß neben der schlichten Herstellung von Sauberkeit weitere Bedeutungen in diesen Handlungsfeldern eine Rolle spielen.

Welche konkreten Formulierungen lassen sich in den Protokollen der Interviews finden auf die wir unsere Interpretationen stützen? Beginnen wir mit der Körperpflege und der Frage, warum die Menschen sich reinigen, in dem sie u.a. duschen. Der Aspekt der Sauberkeit artikuliert sich in Formulierungen wie: „wenn ich das Gefühl habe, daß ich verschwitzt bin“, „mich verschwitzt fühle“, „da ich mir sonst schmutzig vorkäme“, „um frisch zu sein“. Dabei wird teilweise im Sommer häufiger geduscht, „da man sich dreckiger fühlt, man mehr schwitzt“, „eher durchgeschwitzt ist“. Dies gilt, teilweise genannt, auch für die abendliche Körperpflege: „Es ist ja auch nicht so, daß man ungewaschen ins Bett geht.“ Obgleich hier nicht sämtliche Äußerungen referiert werden, wird bereits eines sehr deutlich: Das Objekt der wassergebundenen Körperreinigung betrifft weniger offensichtliche Verschmutzungen, sondern vielmehr Schweiß und damit zusammenhängende Gerüche. Daß eine derartige Beseitigung von Schweiß durchaus nicht allein selbstbezogene Gründe hat, zeigt sich an der folgenden intentionalen Begründungen: „beseitige ... unangenehmen Geruch für andere“, „damit man nicht riecht“, „bevor man auf die Rolle geht“.

Das Händewaschen, in der Regel erst auf explizites Nachfragen genannt, bedarf in den überwiegenden Fällen keinerlei Begründung für seine häufige zeitliche Platzierung nach der Toilettenbenutzung und bedingt auch vor dem Essen. Werden Begründungen geliefert, so lesen sich diese folgendermaßen: „wenn diese dreckig sind“, „erkennbar dreckig“, „wenn ich Dinge getragen habe, die dreckig sind“, „wenn ich was gemacht habe was mir unrein erscheint“, „nach Verschmutzungen“.

Sucht man nach den Begründungen für den Wechsel von Unter- und Oberbekleidung, Bettwäsche, Handtüchern und dergleichen mehr, so fällt, nach der Dominanz der spontanen Nennungen von periodischen Zyklen, primär die Nennung von Dreck und unangenehmem Geruch ins Auge: „bei sichtbarem Dreck, wenn´s eklig ist“, „wirklich total versaut“, „bei Flecken“, „unfrischen Eindruck“, „bei Flecken oder Verschwitzung“, „wenn es furchtbar stinkt, es getragen riecht“, „wenn diese vor Dreck stehen“, „wenn man das Gefühl hat, das hast du lange genug angehabt, das könnte verschwitzt sein“, „wenn´s mir dreckig vorkommt“, „wenn man´s sieht, riecht, mit den Sinnen wahrnimmt“, „Geruch und optische Verschmutzung“, „wenn`s dreckig ist und nicht gut riecht“, „nach dem Optischen, wenn man geschwitzt hat“.

Auch die Bettwäsche, damit sind die Laken und Überzüge gemeint, kommt, wenn auch in größeren zeitlichen Abständen, „nach Geruch dran“, „wenn sie nach Schweiß riecht“, „bei Verschmutzung“. Bei Küchen- und Badehandtücher scheint, neben der dominanten Periodik des Wechsels, die Verschmutzung ohne jeglichen Verweis auf den Geruch eine Rolle zu spielen. Die Böden in der Wohnung werden gereinigt „wenn´s klebt“, „wenn´s dreckig ist“, „wenn es offensichtlich ist, daß es nötig ist“.

Im Rahmen der Wohnungspflege ist durch die zunehmende Durchsetzung des Teppichbodens die Bedeutung des Wassers in den letzten Jahren deutlich geschwunden. In Küche und Bad, den beiden Räumen, die sehr nahe dem Körper sind spielt es jedoch auch weiterhin eine wesentliche Rolle, werden dort nicht nur die Arbeitsflächen, die diversen Becken und Wannen, sondern auch die üblichen wasserfesten PVC- und Fliesen-Böden damit relativ periodisch gereinigt. Wesentlich scheint es ebenfalls noch bei der (periodischen) Reinigung der Fenster und dem Waschen der Gardinen.

Offensichtlich geht es bei den Aktivitäten, zu denen uns Intentionen und Begründungen vorliegen, weniger um die Herstellung von etwas, sondern um die Beseitigung von etwas. Wesentliche Elemente, die beseitigt werden müssen, sind, weitaus häufiger genannt als offensichtliche Verschmutzungen, einerseits unangenehmer Geruch und andererseits Schweiß. Allenfalls bei Kinderkleidung und der bei schmutziger Arbeit getragenen Kleidung scheint die offensichtliche Verschmutzung Auslöser, diese der Waschmaschinen zuzuführen.

Die Nennungen von Schmutz, Dreck, Flecken *und* unangenehmem Geruch gehen in den auffindbaren Äußerungen der Interviewten eine unauflösbare Verbindung ein: „Dreckig“ verweist in der Regel zugleich auf „müffeln“, d.h. „nach Schweiß riechen“. Schmutz und Geruch tauchen als Synonyme auf, wobei uns aus dem gesamten Kontext der Interviews deutlich geworden zu sein scheint, daß es primär der potentiell unangenehme Geruch für die anderen ist, welcher die diversen Kleidungsstücke für die Wäsche „reif macht“. Die Angst vor „Ausreißen nach unten“ verweist ebenso auf die Existenz externen Normen und Regeln, die eingehalten werden sollten, wie die Äußerung „wenn’s verknittert ist“.

Die Notwendigkeit der Beseitigung von Schweiß, der zudem unangenehm riecht, scheint uns heute derart selbstverständlich, daß es kaum lohnt darüber nachzudenken. Widmen wir uns aber intensiver den auffindbaren Begründungen, so wird deutlich, daß es nicht so sehr der eigene Geruch ist, der sie stört, sondern die Befürchtung sie ängstigt, andere könnten ihren persönlichen Geruch als unangenehm empfinden. Hatten wir bereits bei der Herausarbeitung der Sauberkeitsbedeutung auf den extrinsischen Anreiz verwiesen, so können wir an dieser Stelle dies weiter untermauern. Unseres Erachtens wird dies besonders deutlich bei vereinzelt Redewendungen, die z.B. die Intention des regelmäßigen Duschens tangieren: „Wenn ich das Gefühl habe, andere könnte das stören, ich selbst merke das nicht so.“; „duschen ist mir wichtig, wenn ich unter Menschen bin“; „Ich möchte nicht, daß die sagen, die haben dem K. wohl das Wasser abgedreht“. Besonders die letzte der genannten Begründung macht die Ursache derartiger Ängste besonders deutlich: Die Furcht vor sozialer Ausgliederung erfährt hier ihre Zuspitzung in der durch Armut bedingten Abkoppelung von den urbanen Versorgungsnetzen der zivilisierten Stadt.

Ähnliche Hinweise finden sich auch für den Bereich der Wäsche, wo der tägliche Wechsel als „vorausseilender Gehorsam“ interpretiert wird bzw. im Falle eines Rentners als nicht mehr so wesentlich erachtet wird, da er „nicht mehr berufstätig ist“.

Die Redewendung, daß man „jemanden nicht riechen kann“, verweist auf die daraus resultierende Problematik des Ausschlusses. Man möchte jedoch nicht gemieden werden, man möchte dazu gehören, integriert sein. Die Anwendung des Wassers verweist hier auf das Bestreben, Teil einer Gruppe, einer Gesellschaft, einer Kultur zu sein. Die hier offensichtliche Außenbestimmtheit des individuellen Umgangs mit dem eigenen Ich im Bereich der Wäsche- und Körperpflege, wie wir sie in den Interviews finden, verweist auf eine weitere Bedeutung des Wassers, der sozialen Integration der Personen und der damit zusammenhängenden sozialen Identität, auf die wir weiter unten eingehen werden.

Dieses Bestreben bedarf bereits nicht mehr des permanenten äußeren Anstoßes, der pädagogischen Anleitung, wie wir es aus der Sozialisation von Kindern kennen. Die potentiell unangenehme Geruchsbelästigung der Anderen wird einerseits eigenständig und im Vorgriff gebannt, indem mögliche Ausdünstungen wie auch seine mögliche Ursache im Bereich der Wäsche- und Körperpflege vorbeugend eliminiert werden. Und andererseits determinieren die erfolgreich internalisierten zivilisatorischen Werte die Selbstwahrnehmung des eigenen Körpergeruchs in negativer Weise: Man/frau mag sich selbst nicht mehr riechen, man/frau empfindet sogar den Geruch des eigenen Körpers als unangenehm.

Die offensichtliche Relevanz externer Regeln und Normen, die das Wechseln und somit das Waschen der Wäschestücke steuern, sollte jedoch nicht derart gedeutet werden, daß besonders die „sichtbaren“ Kleidungsstücke der Oberbekleidung besonders häufig gewechselt werden müßten. Das genaue Gegenteil ist der Fall. Der unsichtbarste Teil der Kleidung, die Unterwäsche, die zudem dem Körper am nächsten ist, wird am vergleichsweise häufigsten gewechselt - und ähnlich wie bei der Körperpflege bilden hierbei Schweiß und Geruch den Anlaß für die als notwendig erachtete Reinigung.

Die auf den ersten Blick naheliegende Begründung aus der Sicht der Hygiene verliert schnell an Plausibilität, wenn wir erfahren, daß die während der transpirationsreichen Nachstunden gleichermaßen körpernah getragene Nachtwäsche weitaus weniger häufig gewechselt wird. Neben der Körpernähe scheint hier das Verhältnis von Innen und Außen, das Private und das Öffentliche eine wesentliche Rolle zu spielen. Besteht der relevante Unterschied der beiden Kleidungsstücke darin, daß sie in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen getragen werden: Die Unterwäsche im öffentlichen Raum, der Schlafanzug dagegen in der Intimität des Privaten. Die Begründung einer der Befragten könnte dabei als Hinweis dienen. Auf die Frage nach dem Anlaß für den täglichen Wechsel der Unterwäsche verweist sie darauf, daß dies von Kindheit an so übernommen wurde: Man solle über sie nicht sagen können „oben hui und unten pfui“. Oben

und unten stehen hier gleichermaßen für das sichtbare Außen und das unsichtbare Innen, was an ihrer ergänzenden Präzisierung deutlich wird: „Es könnte ja sein, daß mal was passiert, daß man plötzlich ins Krankenhaus muß, da möchte ich auch unten ordentlich sein.“ (HH 08) Hier wird deutlich, daß die gesellschaftlich eingeforderten und internalisierten Hygienestandards kaum mehr der externen ‘Erinnerung’ bedürfen. Die Angst vor möglicher Entdeckung sichert, daß selbst das Unsichtbarste sauber gehalten wird.

Die Diffusität der den Individuen vorgegebenen gesellschaftlichen Norm erzwingt von diesen eine eigenständige Interpretation und produziert somit eine Vielzahl individueller Lösungsansätze. Da es individuell jedoch schwer zu entscheiden ist, ab wann etwas als Schmutz oder als unangenehmer Geruch gesehen werden könnte, scheint es den Individuen angebracht, die zur Einhaltung der Norm notwendigen Aktivitäten in periodischen Intervallen *und* im Vorgriff zu wiederholen. Potentieller Schweiß und damit Geruch wird dadurch verhindert, indem vorbeugend täglich geduscht wird bzw. bestimmte Kleidungsstücke täglich gewechselt werden. Eine Bedeutung, die sich hier in den Interviews andeutet, ist demnach die der periodischen Wiederholung, genauer der periodischen Erneuerung, wie wir dies im weiteren nennen wollen.

Häufig und zudem besonders deutlich wird das periodische Element bei dem auf Nachfrage erinnerten Händewaschen, bei welchem zwischen unterschiedlichen Bereichen und Aktivitäten des Alltags vermittelt wird: *immer* nach der Toilette, *immer* wenn ich nach Hause komme, *immer* nach der Küchen- und Gartenarbeit.

Der Aspekt der Periodik, der permanenten Wiederholung des Reinigungsaktes spielt in allen Bereichen der Körper-, Kleidungs- und Wohnungspflege eine zentrale Rolle. Die Beschreibungen der Aktivitäten innerhalb dieser Bereiche verweisen primär auf derartige periodische Rhythmen: Geduscht wird täglich oder alle 2-3 Tage, die Unterwäsche wird täglich bzw. alle 2 Tage gewechselt, die Handtücher im Bad werden wöchentlich gewechselt, die Bettwäsche alle 2-3 Wochen usw. Die Wohnung wird wöchentlich gereinigt, der Boden im Bad und die Küche wöchentlich gewischt.

Erst in einem zweiten Schritt wird der Anlaß für die individuell gewählte Periodik benannt: Die Beseitigung von Schweiß, Geruch und - wenngleich weniger erwähnt - offensichtlicher Dreck im Sinne von visuell wahrnehmbarem Schmutz. Da wir weiter unten den Aspekt der Periodik vertiefend nochmals aufnehmen, sei hier nur auf die offenkundig enge Verknüpfung der Herstellung von Sauberkeit mit der Periodik der dafür notwendigen Aktivitäten verwiesen.

Inwieweit hier die symbolische Bedeutung einer Passage angelegt ist, ist auf dieser Ebene der Deutung nur schwer auszumachen.

Die Äußerungen der Interviewten im Kontext der Sauberkeit verweisen zudem auf weitere Bedeutungen. Da ist zum einen die Hygiene, die gerade in den Interviews älterer, hauswirtschaftlich

geschulter Frauen explizit als Anlaß ihres Wirken in den ausgewählten Themenbereichen genannt wird.

Und Sauberkeit verweist zudem auf Ordnung. Sauberkeit, Ordnung und Hygiene scheinen für einige unserer Befragten unzertrennliche Elemente, die ihrer alltäglichen Lebensführung Struktur und damit auch Sinn geben: „Sauberkeit und Ordnung hängen für mich zusammen. Selbst herumliegende saubere Wäsche sieht unordentlich aus.“ (HH 09) Wird von Frauen häufiger auf die Sozialisationsfunktion der Mutter verwiesen, berichten Männer von ihrer Militärzeit, wo Disziplin, Sauberkeit, Ordnung und Hygiene eingeübt werden mußte.

Die Vorstellung, einen Tag ohne Wasser auskommen zu müssen, wird von einigen mit dem Prototyp der Unordnung, der „Katastrophe“ gleichgesetzt - nicht weil sie den lebensgefährlichen Flüssigkeitsmangel befürchten, sondern weil sie keine Möglichkeiten sehen, wie sie ihre gewohnte Ordnung der Körperpflege aufrechterhalten können.

Die hier deutlich aufscheinende Verinnerlichung ehemals extern eingeforderter Verhaltensweisen ist für die agierenden Individuen keineswegs eine lästige Pflichtübung. Der in der Erziehung von Kindern immer wieder feststellbare Widerstand gegen die Säuberung von Körper und Kleidung, ihre Unbekümmertheit im Umgang mit Schmutz und Dreck 'kippt' bei den erfolgreich sozialisierten Erwachsenen ins Gegenteil. Nicht nur offensichtlicher Schmutz und Dreck, sondern auch potentiell unangenehmer Geruch erregen bei ihnen mehr oder minder starkes Unbehagen, Aversionen und sogar Ekel. Umgekehrt produziert die Beseitigung/Abwesenheit all dieser ungeliebten Stimuli positive Gefühlsreaktionen. So wird davon berichtet, daß die Herstellung von Sauberkeit, sei es durch das Duschen, durch die saubere Unterwäsche, die aufgeräumte Wohnung ein gutes Gefühl erzeugt, Wohlgefühl produziert. Der alltäglichen Lebensführung Struktur und dadurch Sinn zugeben mag einerseits mit Mühen und Anstrengungen verbunden sein, die Annäherung an dieses Ziel erzeugt anscheinend jenes Wohlgefühl, das für die Bewältigung des Alltags existentiell ist. Beim Säubern, „da sieht man, daß was passiert, da wird was sauber.“, „finde es angenehm wenn alles sauber ist.“ Da diese Bedeutung auch in einem anderen Kontext des funktionalen Wasserumgangs eine wesentliche Rolle spielt, werden wir unten detaillierter eingehen.

3.1.2 Wasser bedeutet periodische Erneuerung

Natürlich berichten die Interviewten in den Intensivinterviews weder in der Regel noch explizit von einer periodischen Erneuerung in ihrer alltäglichen Körper-, Wäsche- und Wohnungspflege. Verbalisiert findet sich diese Bedeutung in Äußerungen, die periodisch sich wiederholende Handlungsabläufe der Wasseranwendung beschreiben: Die intentional funktionale Wasseranwendung geschieht „täglich“, „immer am Wochenende“, „alle 2-3 Wochen“, „immer nach

...“, „immer vor ...“, „immer wenn ...“ und dergleichen mehr. Wir ordnen derartige Äußerungen der Bedeutung periodische Erneuerung zu. Beim intensiven Studium der Texte wird schnell deutlich, daß stärker noch als in der aktuellen Wohnungspflege diese Bedeutung des Wasser in der Wäsche- und der Körperpflege eine ausgesprochen zentrale Rolle spielt.

Was insbesondere die Wäschepflege anbelangt scheint hier eine weitere Vorbemerkung nötig. Die Bedeutung der Periodik könnte hier so verstanden werden, daß die in den Haushalten anfallende Wäsche mit hoher Regelmäßigkeit an bestimmten Tagen der Woche gewaschen wird. Dies trifft in der Tat in vielen Haushalten zu, da oft am Wochenende gewaschen wird. Dies hat jedoch andere Gründe, als die, daß hier in einem periodischen Vollzug die Diffusität äußerer Normen und Regelungen für den Alltag der Menschen handhabbar gemacht werden. Gerade berufstätige Personen, die zudem in den abendlichen Freizeitstunden sich häufig außerhalb bewegen, wählen das Wochenende aus einer individuellen Zeitökonomie heraus. Nur sehr vereinzelt findet sich in den Interviews der Hinweis, daß das Wochenende, damit ist in der Regel der späte Freitag Nachmittag oder der Samstag gemeint, trotz anderer zeitlicher Alternativen, regelmäßig dem Waschen der Wäsche dient.

In einem weitaus stärkeren Sinne findet sich das Element der Periodik beim Wechsel der Wäsche. Offenkundig hat das Wechseln der Wäsche direkt mit dem Wasserelement nichts zu tun. Da die dahinter stehende Intention die wassergebundene Säuberung der abgelegten Kleidungsstücke ist, scheint es sinnvoll, diese Alltagsaktivität, unter dem Aspekt möglicher Bedeutungen des häuslichen Wassers zu betrachten. Das Waschen der Wäsche, das Anziehen und Tragen der Kleidungsstücke, das Wechseln derselben, mit dem Ziel es erneut zu waschen, bilden den quasi unendlichen Zirkel einer ewig währenden Erneuerung, die jedoch nie ein Ende finden kann.

Die Beseitigung von Schmutz produziert, wie wir seit der Einbeziehung der Wasserthematik in die ökologische Debatte wissen, nicht nur Schmutz an anderen Orte, da die Reinigung diesen Schmutz allenfalls mitsamt den problematischen Reinigungsmitteln in die Oberflächengewässer verlagert. Die Verbindung zwischen den säubernden Menschen in den Wohnungen und den Gewässern der natürlichen Umwelt wird hierbei durch das technische System der Schwemmkanalisation sichergestellt. Diese Beseitigung von Schmutz schafft zugleich die notwendige Voraussetzung für die erneute Verschmutzung, wie diese die Voraussetzung für die erneute Säuberung ist.

Die Erfahrungen in unseren Interviews verweisen für die Wäschepflege auf folgende relevanten zeitlichen Regeln: Besonders die dem Körper nahen Kleidungsstücke, insbesondere gilt dies für die Unterwäsche und speziell die Unterhosen der Frauen, werden täglich gewechselt. Mit zunehmender Körperferne vergrößert sich nicht nur das Zeitintervall bzw. erlaubt gewisse (Wahl-) und Entscheidungsfreiheiten, es werden zudem im stärkeren Maße Kriterien wie z.B. expliziter Schmutz, Flecken, Ränder oder dergleichen genannt. Daß im Falle der Unterwäsche neben der

Körpernähe noch andere Elemente eine Rolle spielen, haben wir im Rahmen der Bedeutung Sauberkeit bereits herausgearbeitet.

Wird die Unterwäsche, ebenso wie Blusen der Frauen und die männlichen Oberhemden in der Regel täglich gewechselt, so finden sich auch für andere häusliche Textilien offensichtlich ein mehr oder minder klar strukturierter zeitlicher Rhythmus: Die Handtücher im Bad sind in der Regel wöchentlich dran, teilweise auch in geringeren Zeitabschnitten, die Tücher in der Küche, bei denen das Kriterium des sichtbaren Schmutzes eine stärkere Rolle spielt, sind alle zwei bis drei Tage dran. Das Wechseln der Bettwäsche findet überwiegend alle 2 bis 3 Wochen statt, die Gardinen werden - insgesamt nur wenig genannt - eher im Jahresrhythmus abgehängt. Uns geht es hier weniger um die exakte Ausgestaltung des jeweilig individuell als richtig erachteten Zeitraumes. Relevant scheint uns, daß als Anlaß für wassergebundene Aktivitäten in den Bereichen Körper-, Wäsche- und Wohnungspflege überaus häufiger als jegliche offensichtlichen Verschmutzungen oder auch Geruch, periodische Rhythmen als Zeitpunkt genannt werden, zu denen Bekleidung, Bettwäsche, Handtücher, Spüllappen oder dergleichen als „schmutzig“ erachtet werden. Im Gegensatz zu der reinen Nennung von periodischen Rhythmen oder deren Koppelung mit sekundär genannten Schmutzkriterien, spielen derartige Kriterien, in der ausschließlichen Form, fast keinerlei Rolle.

Wenn wir uns dem Bereich der aktuellen Körperpflege zuwenden, so treffen wir besonders nach dem Aufstehen auf einen ausgesprochen periodisch-rhythmischen Umgang mit dem Wasser. In individuell unterschiedlicher Intensität benötigen Menschen das Wasser offensichtlich für ihren Einstieg in den Tag. Das Wasser aus der Leitung, mit dem, wie wir weiter oben gesehen haben, durchaus unterschiedlichste Funktionen mit unterschiedlichen symbolischen Bedeutungen erfüllt werden, erscheint als Vehikel der Passage zwischen Nacht und Tag, arbeitsfreier Zeit und Berufsleben. Inwieweit die Passage auch arbeitsfreien Epochen eine Rolle spielt kann unseren Interviews nicht eindeutig entnommen werden.

Neben dem morgendlichen Duschen unterschiedlicher Periodik ist es das häufige (erst auf Nachfrage erinnerte) Händewaschen, welches diese Bedeutung des Wassers in diesem Alltagssegment deutlich werden läßt. Gleichwohl verweist besonders das Händewaschen - immer nach der Toilette, immer vor dem Essen etc. - unseres Erachtens zudem auf die Bedeutung der Hygiene. Die erfolgreiche Verinnerlichung der Intention dieses funktionalen Wasserumgangs bedarf hier keiner sinnhaften Begründung mehr - außer daß dies vor oder nach etwas stattzufinden hat.

Aus den lebensgeschichtlichen Äußerungen in vielen unserer Interviews wird zudem deutlich, daß ein zentraler periodisch-rhythmischer Umgang mit dem Wasser, der zudem in ausgesprochen deutlicher Form die Bedeutung des Wasser im Sinne einer Passage offenlegt, in der heutigen Wasserkultur keine Rolle mehr spielt. Gedacht ist hier nicht so sehr an das tägliche Duschen, welches aus den unterschiedlichsten Gründe in den letzten Jahren im Schwinden begriff-

fen scheint, sondern an das samstägliche Baden, wie es sich in den lebensgeschichtlichen Erzählungen der älteren Befragten findet. Das stets am Samstag stattfindende ausgesprochen aufwendige Baderitual trennte den durch die Erwerbsarbeit dominierten Teil der Woche von der sogenannten Freizeit. Obgleich diese Zäsur im wesentlichen die erwerbstätigen Männer tangierte, spielte das Waschritual, welches für Kinder und Jugendlichen in der Regel in der Zinkbadewanne in der Öffentlichkeit der Küche stattfand - die Eltern badeten für diese 'unsichtbar' -, die Alltagsorganisation der gesamten Familie.

Die weiterführende Ausdifferenzierung der Funktionen innerhalb der Wohnungen in separate Räume während der letzten drei Jahrzehnten, eng gekoppelt an die sanitärtechnisch gesicherte Verfügbarkeit eines fließenden warmen Wassers, hat weniger die Wahlfreiheit für den Zeitpunkt des wöchentlichen Baderituals erhöht, als die Frequenz der Körperpflege unter der neu hinzugekommenen Sanitärinstallation, der Dusche, bei gleichzeitigem Schwinden des Badens.

Für den Bereich der Wohnungspflege findet sich weitaus weniger der Hinweis, daß im Sinne eines periodischen Handlungsvollzugs der Übergang aus der Arbeitswoche in das (erwerbs)arbeitsfrei Wochenende ermöglicht wird. Dennoch findet Wohnungsputz, hier gelten gerade für die Berufstätigen die oben detaillierten Anmerkungen, weiterhin und schwerpunktmäßig am Wochenende statt, wobei besonders das Bad und die Küche der wassergebundenen Säuberung unterliegen. Insbesondere die außerhäusige Erwerbsarbeit scheint Ursache dafür, daß gerade in der Wohnungspflege das rituelle Element im strengen Sinne im Schwinden begriffen ist. Der obligatorische Frühjahrsputz ist weitgehend verschwunden wie auch der wöchentliche Putztag der Hausfrau, ebenso die regelmäßige Reinigung der Fenster. So finden sich in unseren Interviews durchaus Hinweise, daß neben Lust und Laune zunehmend die individuelle Zeitökonomie darüber entscheidet, was, wann und mit welcher Intensität gemacht wird.

Die Äußerungen insbesondere älterer Hausfrauen, die nicht (mehr) berufstätig sind, verweisen stärker noch auf die symbolische Bedeutung im Sinne einer strengen Periodik. Sie haben ihren eindeutigen Washtag und auch der Zeitpunkt des Wohnungsputzes kann nur durch gravierende äußere Ereignisse verschoben werden. Die Räume der Wohnung werden, insbesondere gilt ihre Aufmerksamkeit der Küche und dem Bad, ebenso wie die darin installierten Elemente, zu genau festgelegten Zeitpunkten gereinigt. Dieser kann, unabhängig von der konkreten Familienzusammensetzung, von täglich bis wöchentlich variieren. Obgleich im Schwinden begriffen, wird hier die Bedeutung der Periodik ausgesprochen deutlich. Als Nichterwerbstätige davon kaum tangiert, schaffen sie durch die Regelmäßigkeit des wöchentlichen Wohnungsputz einen Übergang, eine Passage, zwischen der Arbeitswoche und der (erwerbs)arbeitsfreien Zeit des Wochenendes: „Die Woche ist zu Ende, dann kommt die Freizeit“ (HH 12), „dann hat man's schön.“ (HH 13).

Mag von manchen eine saubere Wohnung als schön bezeichnet werden, so ist damit nicht eine ästhetische Dimension angesprochen. Schön sollte hier eher im Sinn von angenehm gedeutet werden. Begreifen wir schön somit als emotionale Dimension, so verweist ihr Sinn auf eine symbolische Bedeutung, die wir bereits in der Beschäftigung mit der Sauberkeit entschlüsselt hatten. Es handelt sich dabei um das gute Gefühl, das Wohlgefühl.

In dem periodisch geregelten wöchentlichen Wohnungsputz dieser Gruppe von Frauen wird zudem eine weitere Bedeutung sichtbar. Heben wir von der intentionalen Begründung der jeweiligen Tätigkeiten ab, so kann unser Blick die Strukturierungsleistung dieser permanenten Erneuerung entziffern. Die gesellschaftlich vorgegebene Trennung zwischen 'Arbeit' und 'Freizeit' wird, obgleich als Hausfrauen diesen Regelungen direkt nicht unterworfen, in der Privatheit ihrer Wohnungen durch sie permanent reproduziert. Die äußere Ordnung liefert die Folie für die innere Ordnung. Die periodische Sicherung dieser Ordnung sichert nicht nur die soziale Identität, sie schafft zugleich die Voraussetzungen emotionaler Aufgehobenheit.

3.1.3 Wasser bedeutet soziale Identität

Aus den beiden vorhergehenden Kapiteln sollte deutlich geworden sein, daß all die vielfältigen Anstrengungen der Befragten, den Schmutz aus der Welt zu schaffen, in dem sie, mit welchen individuellen Begründungen auch immer, ihren Körper pflegen, die Wäsche reinigen und ihre Wohnungen sauberhalten, wir nicht davon ausgehen können, daß es sich dabei quasi um eine anthropologische Konstante handelt, eine Eigenschaft, die dem Menschsein ursprünglich angeboren ist. Die Beseitigung des Unangenehmen in Form von Schweiß, Schmutz, Geruch, Flecken, Dreck und dergleichen mehr hat etwas sonderbar zweideutiges. Der eigene Körpergeruch, der andere Menschen eventuell stören könnte, wird in deren Interesse vorbeugend beseitigt. In deren Interesse wird ebenso die Kleidung in vorseilendem Gehorsam gewechselt und die Wohnung vor deren Eintreffen zum Zwecke des geselligen Beisammenseins generalüberholt. Und gleichzeitig geschieht dies nicht allein nur für die Anderen. All diese Anstrengungen unternehmen die Personen, im Sinne der Herstellung ihres eigenen Wohlbefindens, zudem für sich selbst.

Das 'Außen' in Form der Anderen, der gesellschaftlichen Regeln und Normen scheint in bizarrer Weise verwoben mit dem 'Innen', der Intimität der Wohnungen und der Körperpflege, der unsichtbaren Kleidung und gar dem emotionalen Empfinden der Individuen. Über die Zu- und Ableitungen der zentralen Wasserversorgung scheint nicht nur die Anlieferung von Wasser und dessen verschmutzter Abtransport gesichert, es scheint, als würden über die Wasserversorgung zugleich permanent die gesellschaftlichen Regeln in die Haushalte eingespeist. War das Ziel der Installation der zentralen Wasserver- und -entsorgung das Bild der trockenen und hygienischen, der gesunden Stadt, so scheint hierüber die Idee der Hygiene bis in die letzten Winkel der Wohnungen der Menschen vorgedrungen zu sein.

Wir hatten bereits oben auf die Unbekümmertheit von Kindern im Umgang mit den vielfältigen Formen des Schmutzes verwiesen und die Schwierigkeiten und Unsicherheiten der Erwachsenen damit, die sich gar in Aversion und Ekel äußern können. Die individuell erfahrbare Sozialisation, die aus Schmutz und Unordnung liebenden Wesen schließlich Erwachsene produziert, die mit diesen Dingen keineswegs mehr unbefangen umgehen können, findet auf der gesellschaftlich historischen Ebene ihre Entsprechung in dem Zivilisationsprozeß, wie er von Elias in seinen Arbeiten ausführlich beschrieben wurde (ELIAS 1993; ELIAS 1994). Die ehemals externen Regelungen sind weitgehend internalisiert und werden gar als elementare Bedürfnisse des eigenen Ich empfunden. Das Saubermachen, das Duschen, das Waschen, das Putzen, das Aufräumen macht man/frau heute zudem wesentlich für sich selbst. In der weitgehend periodischen Wiederholung bestimmter Verrichtungen können dabei nicht nur die kognitiven Anstrengungen reduziert werden, die für die reibungslose Abwicklung des Alltags notwendig sind, sie produzieren zugleich die positive emotionale Grundstimmung, die es anscheinend ermöglicht, diesen Prozeß der permanenten Erneuerung durch Säuberung, der dem Fluch des Sisyphus nicht unähnlich ist, durchzustehen. Die „Produktion des zuverlässigen Menschen“ (TREIBER 1980) erfordert auf Seiten der Sozialisierten nicht allein Selbstzwang und Selbstkontrolle. Die Beachtung und Umsetzung der vorgegebenen Regeln wird von dem Außen, der Gesellschaft, positiv sanktioniert und mit der Integration in und der Teilhabe an der Gemeinschaft belohnt. Die erfolgreiche Internalisierung sozialer Normen schafft das Fundament kollektiver Identität, die deren Träger als einer Kultur zugehörig definieren und identifizieren (ASSMANN 1994). Die derart gesicherte Identität schafft die Grundlage für die Zufriedenheit und Aufgehobenheit der Individuen.

Dies scheint uns auch die zentrale Ursache für die oben geschilderten Irritationen beim Ausbleiben des Wassers für die alltägliche Körperpflege, die von einigen gar als „Katastrophe“ interpretiert werden. Die hier sichtbar werdende Angst vor der drohenden Ausgrenzung scheint der Angst vor einem möglichen Verdursten in Folge von Wassermangel kaum nachzustehen. Man mag derartige Reaktion als individuelle Absonderlichkeiten kennzeichnen. Aber selbst bei Personen, die in ihren Äußerungen zu den Themen Körper-, Wäsche- und Wohnungspflege insgesamt betrachtet eine vergleichsweise Lässigkeit zum Ausdruck bringen, taucht die Angst vor derartigen „Ausrutschen nach unten“ und der hieraus befürchteten Stigmatisierung punktuell und individuell differenziert durchaus auf. Da wird vorsichtshalber einmal mehr als einmal zu wenig geduscht, da wird die unsichtbare Unterwäsche ganz selbstverständlich und täglich gewechselt, da muß der persönlich als angenehm empfundene Sauberkeitsstandard von Wohnungen vor dem Eintreffen von nahestehenden Freunden und Eltern angehoben werden. „Oben hui und unten pfui“, diese schwierige Vermittlung zwischen dem sichtbaren Außen und dem unsichtbaren, potentiell mangelhaft unsaubereren Innen scheint auch diesem Personenkreis nicht völlig unbekannt.

3.1.4 Wasser bedeutet begrenzte, wertvolle Naturressource

Obgleich von uns in keinem der vorgegebenen Themenfelder stimuliert, finden sich in jedem Interview deutliche Hinweise auf die Bedeutung des Wassers als begrenzte (wertvolle) (Natur)Ressource, mit der sparsam umgegangen werden sollte. Es soll jedoch nicht übersehen werden, daß allein die Tatsache, daß wir als Forschende zum Thema Wasser uns an die Interviewten wenden, Anlaß genug ist, eine der zentralen Maxime der ökologischen Wasserdebatte durch unser Auftreten zu aktivieren. Es ist jedoch nicht allein die verbale Artikulation, daß man diese Ressource nicht (mehr) verschwenden sollte, sondern die Vielzahl an durchaus rührenden Beispielen, die sie uns über ihre Wassersparaktivitäten berichten.

Die Feststellung einer Befragten, daß man „Wasser nicht sinnlos verpulvern sollte“ verweist auf die potentielle Spannweite individueller Interpretation, was jeweilig als sinnlos, also ohne Sinn, erachtet wird. So finden sich Beispiele wie z.B. das Abdrehen des Wassers während des Einseifens bei denjenigen für die das tägliche Duschen existentiell ist, wird das heute als Verschwendung empfundene Baden, welches bis in die jüngere Vergangenheit praktiziert wurde, durch das wassersparende Duschen ersetzt, das ehemals tägliche Duschritual nun nur noch jeden zweiten oder dritten Tag praktiziert, werden die Toilettenspülungen mit Stoptasten und die Wasserhähne mit Durchflußbegrenzern versehen, in einer aufwendigen technischen Installation Regen- und Duschwasser für die Toilettenspülung instrumentalisiert oder gar beim Urinieren die Spülfunktion des Wassers nur teilweise aktiviert. Und schließlich scheint das Abdrehen des Wasserhahnes beim Zähneputzen inzwischen ein unverrückbarer Bestandteil deutscher Alltagskultur.

Die Spannweite möglicher individueller Interpretationen eines sparsamen Umgangs mit dem Wasser schaffen damit zwangsläufig nicht nur die Grundlage für gesellschaftlich divergierende Auffassungen über ‘ökologische Korrektheit’, sondern sind zudem Anlaß interner sozialer Konflikte in den Haushalten selbst.

Die hier geschilderten Beispiele stehen unseres Erachtens, wobei stets beachtet werden sollte, daß es sich hier überwiegend um städtische Mieterhaushalte handelt, in einem schroffen Gegensatz zu der Penetranz der zahlreichen Kampagnen, mit denen in bundesrepublikanischen Städten, die Menschen erzogen werden sollen, in ihren Haushalten mit dem Wasser sparsam umzugehen. Die Notwendigkeit, daß mit dem zur Verfügung stehenden Wasser in Zukunft sparsamer umzugehen sein wird, scheint in den Köpfen verankert und kann gerade bei älteren Menschen an deren Erfahrungen mit der faktischen Wasserknappheit in den Kriegsjahren anknüpfen. Keineswegs verankert ist, da bislang in der ökologischen Debatte weitgehend unbeachtet, eine individuell handhabbare Strategie, die es erlaubt, die einem sparsamen Wasserumgang durchaus konträren Werte und Normen dieser Gesellschaft in ihrem Alltag unter einen Hut zu bekommen. Und nicht zuletzt dämpfen die aktuelle gesellschaftliche Alltagsorganisation im Rahmen eines vor-

herrschenden Lebensstils wie auch die übermächtige Einbindung in das großtechnische System der Wasserver- und -entsorgung die Phantasie mit dem Wasser schonender umzugehen. Unter diesen Voraussetzungen wird allein die Einsparung beim häuslichen Wasserverbrauch thematisiert und die notwendigen Kompensationsmöglichkeiten für wasserreiche Anwendungen relevanter Bedeutungen, die für das physische und psychische Wohlbefinden nicht minder lebensnotwendig sind, völlig ausgeblendet.

3.1.5 Wasser bedeutet Wohlgefühl

Aus den oben dargelegten Sequenzen der Protokolle unserer Intensivinterviews scheint deutlich geworden zu sein, daß nicht nur das Vorhandensein von Sauberkeit des Körpers, der Kleidung und der Wohnung, sondern zudem der mehr oder minder periodisierte Prozeß dessen Herstellung selbst, bei denjenigen zu Bewertungen führen, die verbalisiert in Formulierungen, wie, „ich liebe“, „ich genieße“, „das tut gut“, „finde ich angenehm“, „entspannt mich“, „fühle ich mich wohl“, auf eine starke Verbindung von Wasser, Sauberkeit, Ordnung und der symbolischen Bedeutung Wohlgefühl verweisen. Sauberkeit und die hierdurch realisierte Ordnung, liefert eine 'sinnvolle Struktur des Alltags'. Diese Struktur garantiert die Grundlage gesellschaftlicher Einbindung, sozialer Identität und damit emotionale Sicherheit.

Dabei sollte nicht übersehen werden, daß dieses Wohlgefühl ebenso artikuliert wird, wenn die Realisation des Ziels auch ohne Wasser erreicht werden kann, was besonders in der Wohnungspflege deutlich wird. (HH 13, HH05) Wie wir bereits oben dargelegt haben, ist hier die Bedeutung des Wassers auf Grund der zunehmenden Durchsetzung des Teppichbodens zunehmend im Schwinden begriffen und kommt allenfalls in Küche und Bad stärker zum Einsatz. Nichtsdestotrotz schafft auch hier die erfolgte Säuberung das emotionale Wohlgefühl: „da find ich es angenehm wenn alles sauber ist.“ (HH 17)

Ungebrochen zeigt sich die enge Verbindung von Wasser, Sauberkeit und Wohlgefühl jedoch in der Körper- und nicht zuletzt in der Wäschepflege. Die Säuberung des Körpers unter der Dusche dient nicht allein seiner profanen Reinigung, sondern scheint zudem das Streben nach emotionaler Befriedigung Rechnung zu tragen: „das ist ein gutes Gefühl“ (HH12), „Duschen ist ein Wohlgefühl, ich genieße das sehr.“ (HH 10)

In weitaus stärkerem Maße wird dieser emotionale Zustand genannt, wenn der Wassergenuß in der Wärme der Badewanne stattfindet, einem Vergnügen, daß unter der aktuellen Sparmaxime nur vereinzelt und mit offenkundig schlechtem Gewissen in der Formulierung genannt wird: „Ich bade nur noch ...“. Allenfalls bei berufs- und hausarbeitsbedingter Erschöpfung, im Rahmen der gesundheitlichen Prophylaxe oder der Behandlung von winterlichen Erkältungskrankheiten scheint dieser Genuß noch gesellschaftlich akzeptiert. Für die Sicherstellung und Wie-

derherstellung von Gesundheit, einem gesellschaftlich hoch bewerteten Gut, scheint die „Wasserverschwendung“ eines Wannensbades heute noch akzeptabel. Begreifen wir Gesundheit nicht in einem engen medizinischen Sinne, so wird in den auffindbaren Äußerungen die Relevanz des Wassers und seines ungetrübten Genusses für die psychische Gesundheit der Menschen offenkundig: „bade nur selten, wenn, dann zum Kuschneln“, „Seele und Nägel einweichen“, „Baden in der dunklen Jahreszeit ist wie Weihnachten, etwas Wertvolles.“ „Mir tut Wasser immer gut, im Urlaub wie im Sport. Wasser ist mein Element.“ Besonders der Begriff des Kuschnelns verweist auf eine weitere Bedeutung des warmen Wassers, die Aufgehobenheit, die Geborgenheit.

Die haushaltsinternen sozialen Konflikte, die sich aus den individuell unterschiedlichen Vorstellungen darüber ergeben, wie intensiv dieser Befriedigung mit der knappen Ressource Wasser nachgegangen werden kann, verweist auf mögliche Grenzen eines ausschließlich quantitativen Blicks auf die Naturressource.

Offensichtlich kann das Wohlfühl aus der Reinigung oder der Entspannung des Körpers bei einigen Befragten durch das Anziehen von sauberer Kleidung oder die Nutzung frischer Bettwäsche kompensiert und sogar gesteigert werden. Die hierzu auffindbaren Äußerung ihrer emotionalen Empfindungen decken sich weitgehend mit denen, die sie persönlich oder auch andere aus der Sicherheit ihres gepflegten Körpers beziehen: „man fühlt sich besser, wenn man frisch angezogen ist.“ (HH 03) „ohne saubere Unterwäsche (damit ist die täglich gewechselte gemeint, H.G.) fühle ich mich nicht wohl.“ (HH08), „Sauberkeit gibt mir ein Wohlfühl.“ (HH06) und „Es gibt nichts schöneres als frisch geduscht in ein frisches Bett zu gehen.“

3.1.6 Wasser bedeutet Unbehagen, Aversion

Diese Bedeutung, die offensichtlich in diametralem Gegensatz zu der des Wohlfühls steht, taucht fast ausschließlich im Rahmen der Nutzung des Leitungswassers als Lebensmittel auf. Wie weiter unten noch ausgeführt wird, resultiert dies weitgehend aus der Chlorierung des Frankfurter Trinkwassers, was einem Großteil der Befragten ausgesprochen negativ auffällt. Erstaunlicherweise spielt die geruchliche Auswirkung der chemischen Behandlung des Wassers bei der Zubereitung von Kalt- und Heißgetränken keine Rolle. Selbst die diejenigen, die explizit von Ekel reden, wenn sie an den direkten Genuß von rohem Leitungswasser denken, kochen damit ohne Probleme ihren morgendlichen Tee oder Kaffee. Nur für einige wenige wird dieses Qualitätsproblem durch das Abkochen des Wassers aufgehoben.

Geht das Wasser als Lebensmittel mit den Bedeutungen Unbehagen und Aversion häufig eine Verbindung ein, so gilt dies für den entgegengesetzten Pol, das Wohlfühl, für die leiblich-seelische Wasseranwendung. Ob es sich um das zwischenzeitlich deutlich reduzierte Badevergnügen handelt oder teilweise den Genuß des warmen Wassers unter der Dusche, die Wärme

des den Körper umspülenden Wassers bedeutet hier mehr als Gesundheitsprophylaxe oder banale Säuberung. Und dennoch finden sich auch hier Einzelne, denen genau diese Form des Wassergenusses wenigstens lästig ist. In spontanen Äußerungen, wie „fühle mich nicht wohl, wenn die Haut so aufweicht“, (HH 06) „Baden ist mir lästig, macht nur müde und weicht die Haut auf“ (HH05) wird deutlich, daß auch dieser ausgesprochen sinnliche Umgang mit Wasser durchaus unterschiedliche Bedeutungen haben kann.

3.2. Verdeckte Wasserbedeutungen: „objektiver Sinn“

Ließen sich die oben aufgeführten manifesten Bedeutungen relativ unmittelbar aus den verbalisierten Intentionen und Begründungen der Befragten ableiten, so gilt dies für die folgenden in geringerem Maße. Zum einen handelt es sich dabei um Selbstinterpretationen, die sich nur bei bestimmten Personengruppen (z.B. hauswirtschaftlich geschulten Hausfrauen) ohne größere Abstraktionsleistungen auffinden lassen, die zugleich aber auch in den impliziten Verweisen der unmittelbar aufgefundenen individuellen Bedeutungen angelegt sein können. Derartige Bemerkungen erfordern jedoch eine größere Abstraktion in der Deutungsarbeit, müssen wir uns dabei auf die im Vorfeld der Auswertung erarbeiteten historisch-gesellschaftlichen Kontexte der Handlungsabläufe stützen. Wir möchten diesen Analyseschritt an einem Beispiel verdeutlichen. Nur bei einzelnen Interviewten wird als Begründung für Aktivitäten in den drei Handlungsfeldern explizit die Hygiene angesprochen. Aus unseren Vorarbeiten wissen wir jedoch, daß es sich bei den Alltagsroutinen, wie z.B. dem Händewaschen vor dem Essen, nach der Toilette, das Zähneputzen udglm., um Tätigkeiten handelt, die keiner Begründung mehr bedürfen, deren sozialer Sinn im Bourdieuschen Sinne kognitiv nicht präsent ist: Man macht dies eben so. Die im Verlauf der gesellschaftlichen wie auch der individuellen Hygienesozialisation relevanten Begründungen dafür, sind hier als „Quasi-Natur“ internalisiert, daß sie keinerlei Begründung und Reflexion mehr bedürfen und daher in der optimalen Bewältigung des alltäglichen Handlungsvollzüge kaum Irritationen und Unsicherheiten hervorrufen.

3.2.1 Wasser bedeutet Hygiene

Bereits im Rahmen der Behandlung der anderen Wasserbedeutungen dürfte deutlich geworden sein, daß der Hygiene eine wesentliche Rolle im Umgang mit dem Element Wasser zukommt. Ob es sich um das regelmäßige Waschen der Hände vor dem Essen oder nach der Toilette handelt, bestimmte Regelungen der Körperreinigung, der Wäsche- oder Wohnungspflege, die Frage nach dem Sinn und Zweck derartiger Wasseranwendungen wird von den Befragten oft mit Erstaunen quittiert. Deren Antwort ist oftmals kurz und aufschlußreich zugleich: „Man macht dies nunmal so“. Aufschlußreich ist diese Antwort insofern, als sie auf die Existenz von gesellschaftlich Regeln verweist, die, da es offensichtlich alle so tun, anscheinend Allgemeingültigkeit besitzen. Leider läßt sich aus der gegebenen Erklärung nicht der soziale Sinn derartigen Handelns verstehen. Dieser scheint, obgleich allgemein akzeptiert, unsichtbar und weitgehend vergessen zu sein. Allenfalls ältere Hausfrauen und insbesondere diejenigen, die in ihrer Biographie mit den Lehren der Hauswirtschaft in Kontakt gerieten, scheint die Frage nach dem Sinn derartigen Handelns nicht abwegig: Das Waschen der Hände vor dem Essen oder nach der Toilette, das regelmäßige Waschen der Wäsche, das regelmäßige Reinigen der Wohnung ist für sie notwendigerweise der Hygiene geschuldet.

Nun mag unser heute weitgehend medizinisch, naturwissenschaftlich verengter Blick auf die Hygiene in vielen Punkten dies kaum entziffern können. Ein Blick in die diversen Handbücher der Hygiene, die erstmals um die Jahrhundertwende erschienen, macht jedoch deutlich, daß Hygiene als Anlaß und Leitbild der Volksgesundheit ein weitaus breiteres Spektrum von Themen und Aufgabefelder abdeckte. Wir finden dort die Handlungsfelder Wohnungshygiene, Kleidungshygiene, Schulhygiene, Gewerbehygiene, Sozialhygiene und gar die Rassenhygiene (GRAUPNER 1942, ABEL 1931). Die vielfältigen Idee dieser „großen Familie der Hygiene“ wie GRAUPNER sie nennt, wurde über die Pfarrer, die Schulen, das Militär und die Hospitäler in den Köpfen der Menschen verankert (BERNDT 1987, FAUST 1987, FISCHER 1933). Eine wesentliche Rolle für die Sicherung der Durchsetzung der neuen Ideen in der Privatheit der Familien kam dabei den Frauen zu, indem sie mit Nachdruck darauf achteten, daß nicht nur die Kinder, sondern auch ihre Ehemänner die neuen Ideen nicht nur in ihren Köpfen, sondern auch in ihrem alltäglichen Verhalten verankerten (FREVERT 1987, SACHSSE/ TENNSTEDT 1986, GÖCKENJAHN 1986). Daß diese Aufgabe nicht gänzlich der Vergangenheit angehört, sondern auch gegen Ende dieses Jahrhunderts der weiblichen Fürsorge bedarf, darauf gibt es in unseren Interviews durchaus Hinweise. Nicht nur die Heranführung der Kinder an die gesellschaftlichen Regeln der Sauberkeit, Hygiene und Ordnung scheint die aktuelle Aufgabe der Hausfrauen, sondern auch die Überwachung der Einhaltung dieser Regeln bei ihren Ehemänner. Ihre Einmischung in das Wechseln deren Kleidung, wie auch Hinweise auf durchaus unterschiedliche Vorstellungen darüber, wie lange bestimmte Kleidungsstücke getragen werden könnten, sind dafür deutliche Hinweise: Nicht ihre unhygienisch in der Öffentlichkeit auftretenden Ehemänner tra-

gen anscheinend hierfür die Verantwortung, sondern sie persönlich. Insbesondere (ältere) Hausfrauen betonen immer wieder, daß sie nicht möchten, daß ihr (berufstätigen) Männer durch unangenehmen Schweißgeruch negativ auffallen und daher von anderen Menschen gemieden werden. (HH05, HH08, HH17, HH23)

Aber nicht nur die thematische Breite der Hygiene ist durch die weitgehende individuelle Internalisierung *unsichtbar* geworden, sondern auch ihr Bezug zur Lebensführung. Hygiene ist nicht allein die schlichte Abwesenheit von Schmutz und Gestank im Sinne von Gesundheitsgefährdung. Hygiene steht, wie LABISCH dies formulierte, zugleich für Moral (LABISCH 1986). Eine hygienische Lebensführung, eine Lebensführung, die auf die Erhaltung körperlicher und seelischer Gesundheit orientiert ist, ist zugleich eine moralische Lebensführung - eine Vorstellung, die durchaus den Maximen einer Hildegard von Bingen entlehnt sein könnte (SCHIPPERGES 1995). Die Einhaltung hygienischer Regeln im Alltag ist damit zugleich ein Zeichen dafür, daß man bereit ist, sich um eine Lebensführung zu bemühen, die auf die Einhaltung der gültigen Regeln dieser Gesellschaft orientiert ist. So wie bei Hildegard von Bingen der eschatologische Sinn des Lebens ausgerichtet war auf das Heil, so transzendiert das individuelle Streben nach Hygiene und damit nach Sauberkeit, Ordnung und Unterordnung auf die Aufgehobenheit der sozialen Integration in die Gemeinschaft. Die vorherrschende Unsichtbarkeit hygienischer Regeln aus unserem Alltag hat auch die Offensichtlichkeit deren elementaren Bedeutung und die damit eng verbundene seelische Hygiene in Form des Wohlbefindens weitgehend verschwinden lassen.

3.2.2 Wasser bedeutet Ubiquität

Die oben geschilderte mentale Verankerung der Notwendigkeit des Wassersparens steht offensichtlich im Widerspruch zu der Überschrift dieses Abschnittes. Wie sollte die Notwendigkeit des Wassersparens in den Köpfen verankert sein, wenn gleichzeitig davon ausgegangen wird, daß es dennoch jederzeit zur Verfügung.

So groß die Zustimmung der Interviewten zu der Notwendigkeit des sparsamen Umgangs mit dem Wasser ist, so groß ist zugleich das Entsetzen bei der Vorstellung, daß dieses zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht zur Verfügung steht. In einigen Interviews hatten wir die Befragten gebeten uns zu schildern, wie sie darauf reagieren würden, wenn eines morgens in ihrer Wohnung kein Wasser zur Verfügung stehen würde. Neben dem individuellen Gefühl der Unsauberkeit und teilweise gar Ekel, wurde besonders deutlich, daß das Wasser im Sinne der sozialen Identität zwischen der häuslichen Privatheit und den außerhäusigen Normen und Regeln der Gesellschaft vermittelt. Wie man ungewaschen auch nur einen einzigen Tag außerhalb der Wohnung verbringen könnte, war für nicht wenige der Interviewten schier unvorstellbar. Die Abwesenheit von Wasser wäre für sie eine „halbe“ bis hin zu einer „einzigsten Katastrophe“.

(HH01, HH02) Aber auch diejenigen, denen eine derartige „Katastrophe“ weniger Probleme bereiten würde können sich nur schwerlich vorstellen, daß die gewohnte Verfügbarkeit des häuslichen Wassers gravierend in Frage gestellt sein könnte. Allenfalls bei einigen der älteren Personen relativieren die Erfahrungen mit dem Wassermangel in den Kriegsjahren die Selbstverständlichkeit der gewohnten Wasserverfügbarkeit.

Da Ubiquität, die jederzeitige und weitgehend unbegrenzte Verfügung über die Ressource meint, könnte in der gesellschaftlich verankerten Sparmaxime erste Anzeichen für das Aufbrechen eines Leitbildes deutlich werden, welches auf der Seite der Unternehmen, die die Haushalte mit dem Wasser versorgen, bislang noch in der Form eines derartigen Versorgungsauftrages festgeschrieben ist .

3.2.3 Wasser bedeutet Nahrung(smittel)

Nahrungs- und Lebensmittel sind keine Begriffe, die die Interviewten spontan verwenden, wenn sie über die Wasseraufnahme in Form des Trinkens, der Zubereitung von Heiß- und Kaltgetränken oder das Kochen reden. Obgleich es sich um ein und dasselbe Wasser handelt, verwenden wir im Sinne der Hauswirtschaft hierfür unterschiedliche Begriffe. Wasser, zum Stillen des Durstes direkt konsumiert, wird von dieser Profession als Lebensmittel tituiert. Wasser, welches zur Zubereitung von Getränken und Speisen verwendet wird, wird als Nahrungsmittel bezeichnet. Das aus der Leitung fließende *eine* Wasser verwandelt sich, je nach Gebrauch, in Lebens- oder Nahrungsmittel. Diese beiden funktional unterschiedlichen Wassertypen werden von den Interviewten mit unterschiedlichen Bedeutungen bedacht. Der Verweis auf die hauswirtschaftliche Kategorisierung soll deutlich machen, daß die Zuordnung der genannten Wassernutzungen in diesem Falle ausschließlich durch die Interpreten und nicht durch die Befragten erfolgte.

Aus unseren Intensivinterviews in den Haushalten wie auch aus den quantitativen Erhebung in Frankfurt und Dresden (IPSEN o.J. S. 29f.) wissen wir, daß das von den Wasserwerken in die Wohnungen angelieferte Trinkwasser in den seltensten Fällen zum Löschen von Durst getrunken wird. Als Nahrungsmittel spielt es jedoch eine wesentliche Rolle im Alltag.

Bereits in den Morgenstunden ist diese Bedeutung des Wassers für die Interviewten unübersehbar - und wird dennoch weitgehend nicht als Wasser wahrgenommen. Es ist Tee oder Kaffee, den man oder frau nach dem Aufstehen zu sich nimmt und der auch im weiteren Verlauf des Tages eine wesentliche Rolle für die Aufnahme von Flüssigkeit spielt. Wird das Wasser aus der Leitung von Einigen als notwendiger Rohstoff für die Zubereitung von Getränken bemerkt, so kann dies durchaus als sinnvoller Schritt gesehen werden, den als negativ erachteten Geschmack des Wassers als Lebensmittel zu übertönen.

Und es ist gerade diese Aufnahme von Wasser als Nahrungsmittel, die auf eine andere Bedeutung verweist, denn sehr oft wird Wasser in dieser Form nicht allein, sondern in sozialen Gruppen konsumiert. Ob es sich um die Ehegattin, die Partnerin, Freundin oder andere Personen, durchaus auch männlichen Geschlechts, handelt, die symbolische Bedeutung des Wassers als Nahrungsmittel verweist hier auf den sozialen Aspekt von Gemeinschaft und Geselligkeit.

3.2.4 Wasser bedeutet Leben(smittel)

Warum aber wird das angelieferte Trinkwasser nicht als Lebensmittel konsumiert? Auf Grund der langjährigen und intensiven Berichterstattung in den Medien könnte man zu der Überzeugung kommen, daß die Menschen das Wasser deshalb nicht trinken, da sie eine gesundheitliche Beeinträchtigung durch eine übermäßige Nitrat- und Pestizidbelastung oder eine zu wenig intensive Reinigung befürchten. Derartige Befürchtungen konnten wir - im Gegensatz zu den Ergebnissen der quantitativen Erhebung - in den Intensivinterviews kaum entdecken. Die überwiegende Mehrheit der Begründungen ist vergleichsweise banal: Das Wasser aus der Leitung schmeckt nicht oder wird als geschmacklich schlecht bezeichnet.² Dies kann durchaus unterschiedliche Gründe haben und gerade bei Jugendlichen darin begründet sein, daß es keine Kohlensäure enthält.³ Für sie ist Leitungswasser schlicht lasches, schales Wasser: „schmeckt halt nich so doll“, „schmeckt langweilig, nach nichts“, „Leitungswasser ist blöd, ist langweilig.“; „trinke generell kein Wasser ohne Kohlensäure“, „Leitungswasser, nein, da ekele ich mich. Trinke es höchstens im Urlaub in Österreich.“ Demgegenüber steht die Qualität von Mineralwasser: „es sprudelt und schmeckt einfach besser.“

Bei den anderen Interviewten scheint sich der als negativ erachtete Geschmack eher auf dessen Geruch zu beziehen. Der als negativ bewertete Geruch resultiert nach Ansicht dieser Gruppe aus dem nach ihrer Meinung zu heftigen Chlorgeruch, welches bei ihnen durchaus Unbehagen, Aversion und Ekel hervorrufen kann: „schmeckt absolut scheußlich, irgendwie eklig, nach Chlor oder so etwas.“ Wasser, in anderen Kontexten - z.B. im Urlaub, in den Bergen - erfrischend und wohltuend empfunden, kann demnach auch derartige Bedeutungen aufweisen.

Die Tatsache, daß dieser als unangenehm empfundene Geruch und Geschmack nicht absolut gesetzt wird, sondern im naturwissenschaftlich chemischen Sinne gedeutet wird, ebenso wie die (laienhafte) Inhaltsanalyse, die die zu hohe Belastung mit Kalk oder Schwermetallen kritisiert, ermöglicht hier einen weiteren Blick auf das Trinkwasser. Wasser erscheint hier, ähnlich wie wir dies bei den Experten vorgefunden hatten, als chemische Substanz mit bestimmten Inhaltsstoffen.

Für mögliche politische Schlußfolgerungen aus unseren Ergebnissen scheint uns an dieser Stelle wichtig, daß die hier skizzierte Beurteilung des Wassers durch die Interviewten häufig

regional, lokal und auch kleinräumlicher differenziert wird. So wird in verschiedenen Interviews die Qualität des durch die lokalen Stadtwerke angelieferten einheitlichen Wassers qualitativ durchaus unterschieden zwischen Städten, Stadtteilen und sogar Jahreszeiten.

Und ein zweites Moment scheint uns von Relevanz. Wenn von den verantwortlichen Stellen immer wieder darauf hingewiesen wird, daß das von ihnen gelieferte Wasser sauber und keineswegs gesundheitsschädigend ist, so wird hierbei der Aspekt unterschätzt, daß das Wasser auf seinem Weg von den Wasserwerken bis zu den wohnungsinternen Zapfstellen in Leitungen geführt wird, welche die *geschmackliche* Qualität des ursprünglich hochwertigen Wassers durchaus mindern können. Diskussionen in der Vergangenheit um die potentielle Gefährdung aus hausinternen bleihaltigen Wasserleitungen in Frankfurt machen dies deutlich. Aber selbst der individuell als „abgestanden“ empfundene schlechte Geschmack des Wassers, welcher aus dem relativ langen Stillstand des Wassers in den Leitungen während der Nachtstunden resultiert, sollte nicht unterschätzt werden.

Wenn die meisten der von uns Befragten zum Ausdruck bringen, daß sie das angelieferte Wasser höchster Qualität nicht zum Trinken verwenden, welcher Stoff sichert dann deren Überleben. Wasser als Lebensmittel ist das in Flaschen käufliche Mineralwasser. Seine positiv besetzten Qualitäten sind komplementär zu den negativ beschriebenen Merkmale des Trinkwassers. Es steht für Erfrischung, Natürlichkeit und Lebendigkeit. Das fließende, das bewegte Wasser verweist auf das Leben, sein Inhalt auf Natur - in der Flasche wie in der anscheinend naturnahen Umwelt. Im Gegensatz zu dem Nahrungsmittel Wasser wird dieses im Sinne der lebensnotwendigen Flüssigkeitszufuhr eher individuell zu sich genommen.

4. Zu den Spielräume der häuslichen Wasserbedeutungen

Die in den obigen Analyseschritten herausgearbeiteten vielfältigen singulären Bedeutungen des Wassers weisen erste Strukturen und Muster und verweisen dabei auf einen ihnen immanenten sozialen Sinn. Bevor wir in diesem Analyseschritt nach den Spannweiten oder Spielräumen der aufgefundenen Bedeutungen suchen, scheint es uns erneut sinnvoll, einige der bereits oben ausgeführten Anmerkungen vorweg zu stellen.

Zum einen hatten wir bereits klargelegt, daß wir nicht in sämtlichen Interviews Hinweise auf alle der oben aufgelisteten Bedeutungen gefunden hätten. Wir müssen hier unterscheiden zwischen (quantitativ) dominanten Bedeutungen, also Bedeutungen auf die wir in (fast) allen Interviews gestoßen sind und solchen, die eher vereinzelt auftraten. Dominanz sollte hier jedoch nicht in einem streng gefaßten repräsentativen Sinne verstanden werden, sondern verweist entsprechend unserer Thesen darauf, daß sich ein Großteil der Befragten dem sozialen Sinn des angesprochenen Wasserumgangs noch weitgehend bewußt sind, als sie in ihren Äußerungen Begründungen

liefern, die auf die Bedeutungen hinweisen. Da wir trotz unserer bescheidenen Fallzahlen darauf geachtet haben, daß wir das Spektrum möglicher relevanter sozialer Gruppen - Alte und Junge, Männer und Frauen, Berufstätige und Rentner - nicht zu eng fassen, können wir den Anspruch erheben, mit dieser Untersuchung einen ersten, wissenschaftlich geleiteten Blick auf die Bedeutungen der aktuellen Wasserkultur eröffnet zu haben.

Die Dominanz derartiger Bedeutungen sollte demnach nicht verwechselt werden mit deren Relevanz für die aktuelle Wasserkultur. Gerade am Beispiel der Hygiene konnten wir aufzeigen, daß eine basale Bedeutung der aktuellen Wasserkultur im Verlaufe der erfolgreichen Internalisierung bei den Individuen in Vergessenheit geraten kann.

Zum zweiten. Die Tatsache, daß wir bei relativ vielen Interviewten auf Hinweise für eine bestimmte Bedeutung, z.B. die der Sauberkeit, gestoßen sind, muß nicht bedeuten, daß diese Bedeutung für alle gleichermaßen relevant ist. Was die jeweiligen individuellen Standards in der Körper-, Wäsche- und Wohnungspflege angeht, so sind die jeweiligen individuellen Standards durchaus unterschiedlich: Ist für den einen die täglich Ganzkörperreinigung unerlässlich, so reicht es der anderen, wenn dies alle 2 bis 3 Tage geschieht. Derartige individuelle Unterschiede finden sich in allen Aktivitätsbereichen der vorgegebenen Themenfelder und verweisen so auf interne Spannweiten/Spielräume der Bedeutungen.

Derartige Spielräume werden aber nicht nur bei einer punktuell orientierten Querschnittbetrachtung offensichtlich. Auch in der Längsschnittbetrachtung, der wir ein eigenes Themenfeld gewidmet haben, in welchem die Befragten die sanitärtechnische Entwicklung im Verlauf ihrer Lebensbiographie und die damit einhergehenden Verhaltensmodifikationen schildern konnten, gibt es hierzu deutliche Hinweise. Selbst in der Darstellung des aktuellen Umgangs mit dem Wasser ziehen die Interviewten Vergleiche zu ihrem früheren Handeln: Man badet heute aus diesen oder jenen Gründen kaum noch, die Duschfrequenz wurde ebenfalls reduziert und die Häufigkeit des Wäschewechsels und in der Wohnungspflege hat sich ebenfalls geändert. Derartige individuell feststellbare Spielräume sind insofern von Interesse, als sich in ihnen durchaus Perspektiven für einen anderen Umgang mit dem Wasser andeuten können. Bei dem folgenden Versuch der Skizzierung derartiger Spielräume werden wir mit einer Betrachtung im Sinne eines Längsschnitts beginnen.

Eine der wesentlichen Bedeutungen, die aus dem körperlich-seelischen Genuß des warmen Wassers resultieren, sind weitgehend aus dem Bereich der häuslichen Wasseranwendung unserer Probanden verschwunden. Berichten alle, daß sie als Kind, unter welchen sanitärtechnischen Bedingungen auch immer, wenigstens am Samstag badeten, so ist heute trotz der deutlich verbesserten räumlichen und technischen Voraussetzungen hierfür, der Genuß eines Wannenbades in Folge der zahlreichen Wasserspardebatten weitgehend verpönt. Wenn man badet, dann bedarf dies einer gesellschaftlich akzeptierten Begründung. Allenfalls bei berufs- und hausarbeitsbe-

dingter Erschöpfung, im Rahmen der gesundheitlichen Prophylaxe oder der Behandlung von winterlichen Erkältungskrankheiten scheint dieser Genuß in der häuslichen Umgebung noch gesellschaftlich akzeptiert. Für die Sicherstellung und Wiederherstellung von Gesundheit, einem gesellschaftlich hoch bewerteten Gut, scheint die „Wasserverschwendung“ eines Wannenbades heute noch akzeptabel.

Spuren dieser ökologischen Spardebatte, die u.a. über die Kinder in die Privatheit der Haushalte eindringt, finden sich darüber hinaus, wenn es um die Häufigkeit des morgendlichen Duschens geht. Neben der Ökologie sind es hier Ratschläge von (Haut)Ärzten, daß eine Reduktion der Häufigkeit des Duschens die Irritationen der Haut reduzieren könne, welche einige Befragte bewogen hat, ihre Duschfrequenz in den letzten Jahren zu reduzieren. Diese vergleichsweise kleine Gruppe weist sehr heterogene soziale Merkmale auf.

Was den hygienischen Umgang mit Körper und Kleidung in Bezug auf das „Außen“ des öffentlichen Raum anbelangt, scheint die Berufstätigkeit eine wesentliche, verhaltenssteuernde Rolle zuzukommen. Hierfür finden sich in unseren Interviews vielfältige Hinweise, die von der individuell erachteten Notwendigkeit des täglichen Duschens - „Im Büro machen die alle so'n frisch geduscht Eindruck und da mach ich's halt auch.“ - bis hin zum obligatorischen Wechsel der Oberbekleidung - „dies ist nicht mein Standard, sondern der Standard, der verlangt wird ... ein albernes Spiel ... vielleicht auch vorauseilender Gehorsam“ (HH 30) und der hausfraulichen Pflicht darauf zu achten, daß ihre berufstätigen Männer nicht ohne Frische an Körper und Kleidung die Privatheit der Wohnung verlassen - „Ich möchte nicht, daß die Kollegen ihn abstoßend finden und ihn nicht riechen könne.“ (HH 05). Auch die Äußerungen von ehemals Berufstätigen, daß sie heute sich weniger duschen und umziehen müssen als früher weist in die gleiche Richtung - und gleichzeitig finden sich in Einzelfällen dieser Einschätzung durchaus widersprechende Informationen: Da sich ihre Kolleginnen und Kollegen offensichtlich täglich duschen hat eine Befragte dies ebenfalls zu Beginn ihrer Arbeitsaufnahme versucht, jedoch recht bald aufgegeben: „ich stinke dann ja nicht wie ein Ferkel. Das ist mir zu umständlich, da schlafe ich lieber ne viertel Stunde länger.“ Trotz des Verweises der Berufstätigen auf äußere „Zwänge“, die bei Nachfragen wenig spezifiziert werden können, scheint es hier in gewissem Umfang durchaus Spielräume für individuell abweichende Verhaltensmuster zu geben.

Das tägliche Duschen ist, aus den unterschiedlichsten Gründen, wobei das Einsparen von Wasser und die Vermeidung trockener Haut im Vordergrund stehen, heute keineswegs mehr unumstritten. Soweit dies aus beruflichen Gründen möglich erscheint, wird auf den täglichen Wechsel der Oberbekleidung mit dem Ziel diese zu waschen verzichtet. Teilweise wird diese gelüftet und erneut getragen, die Berufskleidung in der Freizeit „geschont“, um sie länger tragen zu können.

Der bei der Mutter noch selbstverständliche Frühjahrsputz ist aus der Mode gekommen und die offensichtlich anstehende Reinigung der Wohnung wird wegen Unlust, Lästigkeit und alternativer Interessen wie z.B. dem Lesen eines Buches, dem Schwimmbadbesuch mit den Kindern u.v.a. verschoben.

Derartige Unterschiede lassen sich auf Grund unseres qualitativen Forschungsansatzes weder als gesellschaftlich relevante Entwicklungsmuster noch als Handlungsmuster bestimmter sozialer Gruppen sicher festmachen.

Deutlichere Hinweise auf derartige Spielräume eröffnen sich wenn wir den Blick auf die Wohnungspflege richten. Vereinzelt Äußerungen von Befragten machen jedoch auch hier deutlich, daß die Abschwächung des Zwangs äußerer Regelungen nicht vollständig durch das individuelle Prinzip des Laissez-faire ersetzt werden kann. Trotz allem Lamento über die "Sinnlosigkeit" und die Mühen der Wohnungssäuberung, werden derartige Anstrengungen schließlich bereitwillig in Kauf genommen, wenn sich Besuch in Form von Freunden, Bekannten oder den Eltern angesagt hat. Die Säuberung *vor* dem Eintreffen der Gäste oder gar Personen unserer Forschungsgruppe, verweist auf die hier weiterhin starke Bedeutung sozialer Akzeptanz für die Interviewten.

Dennoch scheint uns die Wohnungspflege im Vergleich zur Wäsche- und Körperpflege derjenige Bereich, in welchem sich am deutlichsten Veränderungen andeuten. Die bei älteren Hausfrauen sehr deutlich ausgeprägte Periodik weist hierin die stärksten „Aufweichungen“ auf. Da die Wohnungspflege heute jedoch in weiten Teilen ohne Wasser auskommt, haben derartige Entwicklungen nun minimalen Einfluß auf den künftigen Wasserverbrauch.

Auch wenn hierin der noch offene Forschungsbedarf offenbar wird, läßt sich bereits die auch weiterhin immense Bedeutung gesellschaftlicher Regelungen für das Verhalten im privaten und umso mehr im öffentlichen Raum deutlich ablesen. Indirekt steuern diese Regelungen, die an der Aufrechterhaltung von Ordnung, Sauberkeit und Hygiene orientiert sind, insofern auch den Umgang mit dem Wasser. Einer möglichen quantitativen Reduktion von Wasser im Bereich der Körper-, Wäsche- und Wohnungspflege sind damit unseres Erachtens enge Grenzen gesetzt. Darüber hinaus läßt sich die feststellbare individuelle Variabilität im Umgang mit dem Wasser nicht als potentielle Entlastung einer zukünftigen Wassernachfrage interpretieren.

¹ In unseren qualitativen Intensivinterviews finden sich vereinzelt durchaus Äußerungen zum außerhäuslichen Umgang mit dem Element im Schwimmbad, im Urlaub, nach dem Sport etc. Der Schwerpunkt unserer themenzentrierten Erhebung lag jedoch auf dem wohnungsinternen Umgang mit dem Wasser.

² In den quantitativen Erhebungen in Frankfurt a.M. und Dresden findet sich nur eine nahezu verschwindende Minderheit (8,3 v.H.), die angibt, regelmäßig Wasser aus der Leitung zu trinken. Knapp ein Drittel aller Befragten führt dabei diverse Gründe für das Nicht-Trinken von Leitungswasser an, die auf eine potentielle gesundheitliche Gefährdung verweisen könnten.

³ Bei der Zusammenarbeit mit Schülerinnen und Schülern einer Frankfurter Schule sind wir ebenfalls häufig auf diese Begründung gestoßen.

Literatur:

- Abel, F.: Grundriss der Hygiene und Bakteriologie. XI.-XIII. Auflage, völlig neu bearbeit. u. erweit. von Bruno Wilhelm. Berlin 1931.
- Arbeitsgruppe empirische Planungsforschung: Umwelt im Spannungsfeld von Bewertung und Verhalten. Kassel 1987
- Artelt, W.; Heischkiel, E.; Mann, G.; Ruegg, W.: Städte-, Wohnungs- und Kleidungs-hygiene des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Studien zur Medizingeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Band 3. Vorträge eines Symposiums vom 17. bis 18. Juni 1967 in Frankfurt a.M., Stuttgart 1969
- Assmann, A.: Zum Problem der Identität aus kulturwissenschaftlicher Sicht. In: Lindner, R. (Hrsg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt/New York 1994, S.13-35.
- Berndt, H.: Hygienebewegung des 19. Jahrhunderts als vergessenes Thema von Stadt- und Architektursoziologie. In: Die Alte Stadt. Jg. 14 (1987) H. 2, S.140-163.
- Bourdieu, P.: Struktur, Habitus, Praxis. In: Bourdieu, P.: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1979.
- Castoriadis, C.: Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie. Frankfurt 1990.
- Diekmann, A./Preisendörfer, P.: Zur Anwendung der Theorie rationalen Verhaltens in der Umweltforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Nr.45, (1993), S.125-134
- Dierkes, M./Fietkau, H.-J.: Umweltbewußtsein - Umweltverhalten. Materialien zur Umweltforschung. Herausgegeben vom Rat für Sachverständigen für Umweltfragen. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1988.
- Douglas, M.: Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaften und Stammeskultur. Frankfurt a.M. 1974
- Douglas, M.: Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaften und Stammeskultur. Frankfurt a.M. 1974.
- Elias, N.: Über den Prozeß der Zivilisation Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band. Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. 18. Aufl. Frankfurt am Main 1993.
- Elias, N.: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zweiter Band. Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf einer Theorie der Zivilisation. 18. Aufl. Frankfurt 1994.
- Faust, B. C.: Wie alles anfang. Gesundheits-Katechismus zum Gebrauche in den Schulen und beyhm häuslichen Unterrichte. 1794. In: Kursbuch 88, (1987), S.95-110.
- Fischer, A.: Geschichte des deutschen Gesundheitswesens, 2 Bände, Hildesheim 1933
- Frevert, U.: "Fürsorgliche Belagerung": Hygienbewegung und Arbeiterfrauen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Geschichte und Gesellschaft, H. 13, Göttingen 1987, S.420-446.

- Friedrichs, J.: Das Kollektivgut-Problem als integrativer Ansatz in der Umweltforschung. Vortrag auf dem Workshop "Theoretische Ansätze und Probleme" des Förderschwerpunktes "Stadtökologie" des BMBF. Köln 1995.
- Geertz, C.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. 2. Aufl. Frankfurt am Main 1991.
- Gleichmann, P.: Die Verhäuslichung körperlicher Verrichtungen. In: Gleichmann, P./Goudsblom, J./Korte, H. (Hg.): Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie. Frankfurt 1979.
- Göckenjahn, G.: Medizin und Ärzte als Faktor der Disziplinierung der Unterschichten: Der Kasernenarzt. In: Sachße, Ch./Tennstedt, F. (Hrsg.): Soziale Sicherheit und soziale Disziplinierung. Beiträge zu einer historischen Theorie der Sozialpolitik. Frankfurt am Main 1986, S.286-303.
- Graupner, H.: Hygiene des Alltags. Von unseren Lebensgewohnheiten. Berlin 1942.
- Greverus, I.-M.: Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie. Frankfurt 1987.
- Heidenreich, E./Glasauer, H.: Alltag und sozialer Sinn. In: Wasserkultur H. 2, Kassel 1994, S.24-26
- Heidenreich, E./Glasauer, H.: Die Vielfalt der Wasser. In: Wasserkultur H. 3, Kassel 1994, S.24-26
- Honer, A.: Lebensweltliche Ethnographie. Wiesbaden 1993.
- Hopf, C.: Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In: Flick, U. et.al. (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Weinheim 1995.
- Labisch, A.: "Hygiene ist Moral - Moral ist Hygiene". Soziale Disziplinierung durch Ärzte und Medizin. In: Sachße, Ch./Tennstedt, F. (Hrsg.): Soziale Sicherheit und soziale Disziplinierung. Beiträge zu einer historischen Theorie der Sozialpolitik. Frankfurt a.M. 1986, S.265-285.
- Mayring, Ph.: Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, U. et.al. (Hg.), Handbuch qualitative Sozialforschung. Weinheim 1995.
- Mörth, I./Fröhlich, G. (Hg.): Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kultursoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu. Frankfurt/New York 1994.
- Olson, M.: Die Logik kollektiven Handelns. Tübingen 1992.
- Pawlik, K./Stapf, K.H. (Hg.): Umwelt und Verhalten. Perspektiven und Ergebnisse ökopsychologischer Forschung. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle 1992.
- Projektgruppe Alltägliche Lebensführung (Hg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen 1995.
- Sachße, C./Tennstedt, F. (Hrsg.): Soziale Sicherheit und soziale Disziplinierung. Beiträge zu einer historischen Theorie der Sozialpolitik. Frankfurt a.M. 1986.
- Schahn, J./Giesinger, Th. (Hg.): Psychologie für den Umweltschutz. Weinheim 1993.
- Schipperges, H.: Hildegard von Bingen. München 1995
- Soeffner, H.-G.: Alltagsverstand und Wissenschaft - Anmerkungen zu einem alltäglichen Mißverständnis. In: Peter Zedler, P./ Moser, H. (Hrsg.): Aspekte qualitativer Sozialforschung. Studien zu Aktionsforschung, empirischer Hermeneutik und reflexiver Sozialtechnologie, Opladen 1983, S. 13-50.

- Soeffner, H.-G.: Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Frankfurt a.M. 1989.
- Treiber, H. / Steinert, H.: Die Fabrikation des zuverlässigen Menschen. Über die "Wahlverwandtschaft" von Kloster- und Fabrikdisziplin. München 1980.
- Treiber, H.: Wie man Soldaten macht. Sozialisation in „kasernierter Vergesellschaftung“, Düsseldorf 1973
- Vigarelo, G.: Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Frankfurt/New York 1992.
- Weber, M.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Vierte, erneut durchgesehene Aufl., herausgegeben von Johannes Winckelmann. Tübingen 1973
- Weiss, J.: Max Webers Grundlegung der Soziologie, 2. überarb. und erweit. Aufl., München, London, New York, Paris 1992

Materialien:

- Ipsen, D.: Umweltwahrnehmung und Umgang mit Wasser in Agglomerationsräumen.
In: WasserKultur Texte, o.J., H 5.